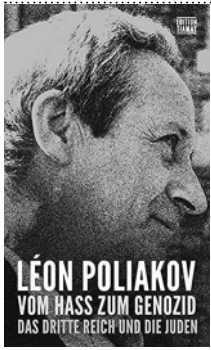


Rezensionen

Meisterwerk mit siebzig Jahren Verspätung nun auf Deutsch



Léon Poliakov

Vom Hass zum Genozid.

Das Dritte Reich und die Juden

Berlin: Verlag Klaus Bittermann, 2021,
599 S., € 34,–

Statt einer Rezension: Interview mit Ahlrich Meyer, emeritierter Professor für Politische Theorien und Politische Ideengeschichte an der Universität Oldenburg und Übersetzer der deutschen Ausgabe von Léon Poliakovs Buch

Was macht Poliakovs Buch noch über 70 Jahre nach seinem Erscheinen im französischen Original lesens- und beachtenswert abseits eines wissenschaftsgeschichtlichen Interesses? Die Forschung hat sich ja vor allem in den letzten drei Jahrzehnten enorm entwickelt und spezialisiert.

Ich würde das wissenschaftsgeschichtliche Interesse nicht gering achten. Wir erleben seit einigen Jahren eine wachsende Aufmerksamkeit für die frühe Holocaustforschung, ihre Pioniere, ganz überwiegend Juden, und ihre durchaus avancierte historiografische und quellenkritische Methode. Natürlich kann man nicht einfach hinter den seit Beginn der 1990er Jahre entwickelten Forschungsstand zurückgehen. Sie werden aber zugeben, dass niemand mehr diese umfängliche und hochspezialisierte Forschungsliteratur überblicken kann. Wenn ich Poliakovs Buch jemandem empfehlen sollte, dann würde ich es Jugendlichen in die Hand geben. Wer sich zum ersten Mal über das Geschehen des Mords an den europäischen Juden informieren möchte, findet hier eine kompakte und verständliche Gesamtdarstellung in unverbrauchter Sprache.

Warum wurde das Buch erst jetzt auf Deutsch veröffentlicht? Sieht es bei anderen Sprachen ähnlich aus?

Das Buch war international durchaus ein Erfolg. Es wurde bald nach seinem Erscheinen 1951 ins Englische, Italienische und Spanische übersetzt. Die Gründe für die Ignoranz, mit der das Buch in Deutschland jahrzehntelang behandelt wurde, sind vielfältig. Vor allem traf die Forschung jüdischer Historiker über das NS-Regime

und den Mord an den Juden auf Ablehnung seitens einer ganzen Generation ihrer deutschen Kollegen. Hierbei spielte, wie man weiß, das Münchner Institut für Zeitgeschichte keine geringe Rolle. Ich erinnere nur an den berühmten Briefwechsel zwischen dem damaligen Institutsdirektor Martin Broszat und Saul Friedländer aus dem Jahr 1988. Im Übrigen hatte es auch Poliakovs bis heute unübertroffene *Geschichte des Antisemitismus* in Deutschland schwer. Die deutsche Übersetzung wurde ab 1977 in einem Kleinstverlag in Worms veröffentlicht und bedürfte dringend einer Neuherausgabe.

War Poliakov seiner Zeit voraus, und wenn ja, in welchen Bereichen?

Poliakov arbeitete als Erster den Zusammenhang zwischen dem Programm der sogenannten Euthanasie und dem Aufbau stationärer Tötungszentren im Osten heraus, er hob den grundsätzlichen Unterschied zwischen den Massenmorden der Einsatzgruppen und der industriellen Vernichtung in Auschwitz hervor und er widmete der ökonomischen Ausplünderung der Juden im Rahmen der »Aktion Reinhardt« ein ganzes Kapitel seines Buches – um nur einige Punkte zu nennen.

Sehen Sie eine enge Verbindung zwischen Poliakovs Buch und seinem Ansatz, auch seiner einschlägigen Quellenedition, und dem zweibändigen Werk Saul Friedländers, dessen Titel ja wahrscheinlich nicht ohne Zufall einen direkten Bezug zu Poliakov herstellt?

Ich sehe keine solche Verbindung. Vermutlich wurde der Titel der deutschen Ausgabe von Friedländers Opus magnum *Das Dritte Reich und die Juden* ohne bewussten Bezug zu der gleichnamigen, von Poliakov und Joseph Wulf 1955 besorgten Dokumentenedition gewählt. Für die beiden Bände der amerikanischen Ausgabe von 1997 und 2007 verwendete Friedländer als Titel beziehungsweise Untertitel *Nazi Germany and the Jews*. Im Zusammenhang mit der Äußerung des Philosophen Alexandre Kojève, Poliakov habe klugerweise die Henker und nicht die Opfer sprechen lassen, erinnerte Poliakov selbst daran, dass zur Zeit der Abfassung seines Buchmanuskripts der Markt voll mit Opfererinnerungen ehemaliger Deportierter gewesen sei. Kojève hatte die Anlage und Absicht des Buches richtig bezeichnet. In der Fokussierung auf Täterdokumente, die im Wesentlichen aus den Unterlagen der Nürnberger Prozesse stammten, lag das Neuartige von Poliakovs Werk, ohne dass er je eine Täterperspektive eingenommen hätte.

Worin unterscheidet sich Poliakovs Ansatz von Dokumentationsinitiativen und Untersuchungen der frühen Holocaustforschung beziehungsweise wie ist er dort einzuordnen?

Poliakov, der den Krieg und die deutsche Besatzung in Frankreich mit falschen Papieren überlebte und im Rettungswiderstand aktiv war, war

selbst an einer der wichtigsten frühen Initiativen zur Dokumentation der NS-Verbrechen an den Juden beteiligt. Er war Mitarbeiter des noch während der Besatzungszeit im Untergrund gegründeten Jüdischen Dokumentationszentrums (Centre de Documentation Juive Contemporaine). Die von ihm Ende 1944 eher zufällig aufgefundenen, von den Deutschen zurückgelassenen Akten der Pariser Gestapo, darunter umfangreiche Unterlagen zur Verfolgung und Deportation der Juden aus Frankreich, waren Bestandteil der von der französischen Regierung im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vorgelegten Dokumente. Als Berater der französischen Anklagevertretung ging Poliakov 1945 nach Nürnberg, und dort konnte er Einsicht in jene Aktenbestände und Vernehmungsprotokolle nehmen, die die Grundlage seines 1951 erschienenen Buches bildeten. Insofern unterscheidet sich seine Arbeitsweise grundsätzlich von der systematischen Sammlung von Zeugnissen der jüdischen Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, wie sie etwa von der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen oder von einzelnen Untersuchungsteams in den Lagern für jüdische Displaced Persons in Deutschland betrieben wurde. Auch die Dokumentensammlung, die Poliakov bereits 1948 in Zusammenarbeit mit David Rousset herausgab, dem Autor der ersten Studie über das deutsche Konzentrationslagersystem, enthält größtenteils Täterdokumente, ebenso der später mit Joseph Wulf zusammengestellte Band.

Poliakov schreibt unverkennbar aus einer jüdischen Perspektive. War das der Grund für das Ausbleiben seiner Rezeption in Deutschland?

Davon ist wohl auszugehen. Ich kann nur wiederholen, was ich bereits ausführte. Erst mit der Verbreitung der deutschen Taschenbuchausgabe von Hilbergs Standardwerk und der Gesamtdarstellungen von Leni Yahil und Saul Friedländer in den 1990er Jahren fand die »jüdische« Perspektive in der Holocaustforschung in Deutschland Anerkennung, vor allem wohl auch, weil Yahil und Friedländer – anders als Poliakov und noch Hilberg – die vielfältigen Stimmen der jüdischen Opfer in den Mittelpunkt rückten.

Poliakov unterscheidet zwischen »sakralen« Maßnahmen, die von den Nationalsozialisten ausschließlich gegen Juden gerichtet waren, die sie als ein »Gegenvolk« imaginierten, und »profanen« Maßnahmen, die sich auch gegen andere Gruppen wie Sinti und Roma sowie Asoziale etc. wandten. Das klingt, als würde er sich heute in die Debatte um die Präzedenzlosigkeit des Holocaust einschalten. Gleichzeitig wies er darauf hin, dass die Krankenmorde quasi eine Vorstufe zum Holocaust darstellten, und er weitete die Opfergruppe. Wie passt

Anzeige

bildungsstätte
anne frank

**DAS BUCH GEGEN
DIE SPRACHLOSIGKEIT UND
DAS AUSEINANDERDRIFTEN
DER DEBATTE**

FRENEMIES
Antisemitismus, Rassismus
und ihre Kritiker*innen

FRENEMIES
Antisemitismus, Rassismus
und ihre Kritiker*innen

**MERON MENDEL, SABA-NUR CHEEMA
UND SINA ARNOLD (Hg.)**

Mit Beiträgen u.a. von Julia Alfandari,
Floris Biskamp, Micha Brumlik,
Yasemin Shoorman, Peter Ullrich, Stefan Vogt

Broschur, ca. 270 Seiten
Preis: 20,00 €
ISBN: 9783957325389
Band 3, edition bildungsstätte anne frank,
Verbrecher Verlag Berlin

das zusammen? Kann man ihn als einen der Ersten sehen, die den Massenmord an den Juden als eine neue Kategorie des Völkermords einschätzten?

Das ist nicht leicht zu beantworten. Ich glaube nicht, dass Poliakov mit seinem Buch gewissermaßen eine deutsche Debatte vorweggenommen hätte. Man muss zunächst berücksichtigen, dass sich das erinnerungspolitische Narrativ der Präzedenzlosigkeit beziehungsweise Singularität des Holocaust historisch erst relativ spät durchgesetzt hat. Zwar war die Vernichtung der Juden schon in Nürnberg vom US-Hauptankläger als beispielloses, präzedenzloses Verbrechen bezeichnet worden; Hannah Arendt übernahm diesen Begriff zur Kennzeichnung totalitärer Herrschaft im Allgemeinen. Bei Poliakov aber werden Sie keine Aussage zur Präzedenzlosigkeit des Holocaust finden, die Frage lag außerhalb seines Forschungsinteresses. Allerdings stellte er eine gewisse Verbindung zwischen dem Judenmord und anderen NS-Verbrechen her, denn der von ihm verwendete Begriff des Genozids umfasst auch die Ermordung der Sinti und Roma und der sowjetischen Kriegsgefangenen, er umfasst weiterhin die genozidalen Planungen für weite Teile der sowjetischen und polnischen Bevölkerung sowie das Schicksal der »Ostarbeiter«. Die Krankenmorde werden von Poliakov nicht als Vorstufe zum Holocaust beschrieben, wenn damit eine kausale Abfolge gemeint sein sollte; sondern hier geht es ihm vor allem um die personellen Kontinuitäten bei den Tätern und die Entwicklung von Tötungstechniken, nicht um eine Vergleichbarkeit von Opfergruppen.

Schließlich zur wichtigen Unterscheidung von »sakralen« und »profanen« Maßnahmen. Letztere umfassen die sozusagen normalen polizeilichen und administrativen Maßnahmen gegen die Juden, die im deutschen Reichsgebiet und in allen von Deutschland besetzten Ländern zumeist per Verordnung eingeführt wurden, manchmal auch auf eigene Veranlassung von Kollaborationsregimes. Der Ausdruck »sakrale Maßnahmen« irritiert vielleicht, er wird verständlich, wenn man weiß, dass Poliakov – wie andere Denker damals auch – die nationalsozialistische Ideologie als politische Religion zu verstehen suchte. Als »sakrale« Maßnahmen bezeichnete er die spezifisch deutsche Rassengesetzgebung, die mit den Nürnberger Gesetzen begann. Diese radikale Version eines in letzter Instanz auf die Auslöschung des jüdischen Volkes zielenden Antisemitismus war tatsächlich beispiellos, und sie ließ sich ideologisch außerhalb Deutschlands kaum durchsetzen. Selbst Regierungen, die an der Deportation ihrer Juden mitwirkten, teilten diesen radikalen Antisemitismus nicht.

An verschiedenen Stellen im Buch wird der Begriff »Holocaust« verwendet (zum Beispiel S. 190, S. 412). Ist das Poliakovs Vokabular oder ist das eine Aktualisierung des Übersetzers?

Ich habe Poliakovs Sprachgebrauch in diesem Fall nicht aktualisiert. Der Begriff »Holocaust« wird – abgesehen von einer Passage im

Vorwort zur Ausgabe von 1979 – im Text des Buches lediglich an vier Stellen gebraucht, davon zweimal im unübersetzbaren französischen Plural (»holocaustes«). Das verweist auf die im Französischen gebräuchliche, ältere Wortbedeutung (Brandopfer, vollständige Zerstörung), die aus dem Alten Testament stammt, aber nicht ausschließlich religiös konnotiert ist. In einem späteren Interview lehnte Poliakov den Begriff »Holocaust« wegen seiner religiösen Bedeutung ausdrücklich ab. Für den Judenmord wie für weitere Massenverbrechen an Zivilbevölkerungen benutzte er wie gesagt durchgängig den Begriff »Genozid«, der bekanntlich 1943 von dem Völkerrechtler Raphael Lemkin geprägt wurde.

Insbesondere in seinem Kapitel über die Ghettos, aber auch bei den Deportationen zieht Poliakov – entgegen seiner eigenen Ankündigung – auch Opferquellen heran, indem er aus dem Ringelblum-Archiv zitiert und auf die Tagebuchveröffentlichung von Mary Berg eingeht. Es gibt noch weitere Beispiele. Diese Quellen ermöglichen den differenzierten Blick auf das Leben im Ghetto, die verschiedenen Gruppen unter den Ghettobewohnern genauso wie die Stationen der Vernichtung. Hinzu kommt die Empathie seiner Schilderung. Kann man in alldem nicht doch eher einen integrativen Ansatz von Täter- und Opfererzählungen sehen?

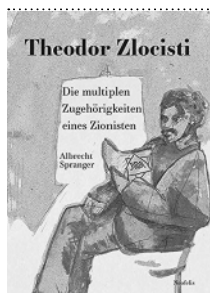
Nein. Dazu stehen die von Ihnen genannten Stimmen der Opfer doch allzu vereinzelt da. Poliakov selbst hat betont, sein Buch bestehe zu 90 Prozent aus Dokumenten und Täteraussagen der Nürnberger Prozesse.

Sie zitieren in Ihrem Nachwort eine Rezension dieses Buches von Hannah Arendt, in der sie die neuen Erkenntnisse, die sich aus Poliakovs Buch für sie ergaben, aufzählt: nämlich den Zusammenhang von »Euthanasie« und Massenmord, die Rolle von Wehrmacht und Auswärtigem Amt, die Rolle der Judenräte, die Poliakov ohne Anklage analysierte. Würden Sie auch sagen, dass das die wichtigsten Bereiche sind, in denen Forschung geleistet wurde?

Ja, das sind einige der Schwerpunkte. Zugleich hebt Arendt in ihrer frühen Besprechung aus dem Jahr 1952 (eine deutsche Übersetzung erschien übrigens im September 2021 in der *Welt*) hervor, worin die Qualität von Poliakovs Buch liegt: Wer wissen wolle, »was« wirklich geschah und »wie« es geschah, komme – so sagte Arendt – um diese Studie nicht herum, aber der Autor lasse die unausweichliche Frage nach dem »Warum« zu Recht offen. Seine intellektuelle Integrität sei zu groß, um sich mit einfachen Erklärungen der beispiellosen Ereignisse zu begnügen.

Die Fragen stellten Katharina Rauschenberger und Markus Roth vom Fritz Bauer Institut.

Deutscher Patriot und jüdischer Nationalist



Albrecht Spranger

*Theodor Zlocisti. Die multiplen
Zugehörigkeiten eines Zionisten*

Reihe Jüdische Kulturgeschichte der
Moderne, Bd. 23

Berlin: Neofelis Verlag, 2020, 424 S., € 35,–

Der heute weithin unbekannte Theodor Zlocisti (1874–1943) war als Propagandaredner, Journalist und Moses-Hess-Biograf einer der wichtigeren Akteure vor allem in der Frühphase der deutschen zionistischen Bewegung. Albrecht Spranger legt mit seiner Dissertation erstmals eine ausführliche biografische Studie zu Zlocisti vor, um anhand seiner Person die »unterschiedlichen Positionierungsmöglichkeiten, multiplen Zugehörigkeiten und politischen Allianzen deutscher Zionisten« (S. 8) zu zeigen. Er folgt damit einem neueren Trend innerhalb der wissenschaftlichen Biografieforschung, nicht in erster Linie ein kohärentes Gesamtbild der porträtierten Person zu liefern, sondern vielmehr die individuelle Lebensgeschichte als methodische Sonde zu nutzen, um komplexeren Fragestellungen nachzugehen.

Zlocisti war ein Zionist der ersten Stunde. Wie die Mehrheit deutscher Zionisten dieser Generation betrachtete er eine jüdische Heimstätte in Palästina jedoch vor allem als Ausweg für die diskriminierten Juden Osteuropas. Er selbst strebte eine Karriere als Arzt in Berlin an. Dennoch ließ er sich bereits 1920 in Palästina nieder – und damit lange bevor sich die meisten deutschen Zionisten infolge der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 zur Auswanderung entschließen konnten.

Der Aufbau der Studie folgt diesen beiden großen Lebensabschnitten Zlocistis. Der erste, umfangreichere Teil widmet sich seinem Leben in Deutschland bis 1920, der zweite Teil den Jahren in Palästina, wo er 1943 starb. Innerhalb dieser Abschnitte bricht Spranger die Chronologie immer wieder gewinnbringend zugunsten von »lebensgeschichtlichen und systematischen Abschnitten« auf, um der Gefahr zu entgehen, »Widersprüche zugunsten einer linearen Lebenserzählung [...] zu glätten« (S. 19). Soweit es die Quellenlage erlaubt, wird parallel dazu die außergewöhnliche Lebensgeschichte von Hulda Thomaschewsky, der Lebensgefährtin und späteren Ehefrau Zlocistis, erzählt.

Im Jahr 1874 in Westpreußen geboren, wuchs Zlocisti ab seinem zweiten Lebensjahr »zwischen Tradition und Akkulturation« (S. 28) in den prekären Verhältnissen des Berliner Scheunenviertels auf und studierte nach dem Abitur Medizin. In den Kapiteln zwei bis vier schildert Spranger Zlocistis Kindheit in »mehreren Welten«

(S. 21), seinen Weg zum Zionismus sowie den Aufstieg des gebürtigen »Ostjuden« ins Berliner Bürgertum. Spranger zeichnet hier nicht nur ein ausführliches Panorama der frühzionistischen Kreise Berlins, sondern führt auch detailliert in Zlocistis Selbstverständnis als »deutscher Staatsbürger jüdischer Nationalität« (S. 86) ein, für den sich Zionismus und deutscher Patriotismus keineswegs gegenseitig ausschlossen. Insbesondere im vierten Kapitel, das sich Zlocistis »anti-antisemitischer Abwehrarbeit« (S. 107) widmet, wird deutlich, wie sehr seine Hinwendung zum Zionismus auch eine Antwort auf den modernen Antisemitismus war.

In den Kapiteln fünf und sechs positioniert Spranger Zlocisti, der gleichermaßen Ansichten des politischen, praktischen und des Kulturzionismus vertrat, zwischen den verschiedenen Stühlen der zionistischen Bewegung und zeigt damit die vielfältigen Positionierungsmöglichkeiten deutscher Zionisten auf. Im sechsten Kapitel illustriert Spranger zudem entlang der Schlagworte »jüdisches Wesen«, »jüdischer Körper« und »Ostjuden«-Mythos, wie sehr Zlocistis Denken von den zeitgenössischen Debatten um Nation und die Frage nach der Existenz einer »jüdischen Rasse« geprägt war.

Zlocistis doppeltes Selbstverständnis als deutscher Patriot und jüdischer Nationalist wird im anschließenden siebten Kapitel, das Zlocistis Weltkriegserfahrungen ausleuchtet, besonders deutlich. Mit der Kriegsteilnahme als Arzt im Rahmen einer ins Osmanische Reich entsandten Mission des Deutschen Roten Kreuzes verband sich für ihn auch die Hoffnung auf die Verwirklichung des zionistischen Projekts unter deutscher Protektion.

Der zweite Teil der Studie umfasst lediglich zwei Kapitel, die vom »Sehnsuchtsort Palästina« (S. 237) zur Realität vor Ort führen. Ausführlich berichtet Spranger hier von der Frustration des deutschen Zionisten über den erlittenen Bedeutungsverlust, der Schwierigkeit, in Palästina wirtschaftlich Fuß zu fassen, und seiner Außenseiterposition als westlicher, bürgerlicher Zionist innerhalb des vor allem osteuropäisch geprägten Jischuw. Neue Erkenntnisse bringt hier vor allem die Darstellung von Zlocistis Engagement in verschiedenen Zusammenschlüssen deutscher Juden in Palästina, die in der Forschung bisher wenig Beachtung fanden.

Dem Autor gelingt es überzeugend, die »Widersprüchlichkeit des deutschen Zionismus« und die »multiplen Zugehörigkeiten« (S. 11) seiner Protagonisten jenseits teleologischer Nationalgeschichtsschreibung darzustellen. Fundiert in die Ergebnisse bereits existierender Forschungsarbeiten eingebettet, zeigt die Studie einmal mehr, wie sehr der deutsche Zionismus als heterogenes und stark von seiner Umwelt geprägtes Phänomen zu verstehen ist.

Andrea Kirchner

Fritz Bauer Institut

Das Bild hinter der Ikone



Michael A. Meyer

Leo Baeck. Rabbiner in bedrängter Zeit.

Eine Biographie

München: C.H. Beck, 2021, 364 S., € 32,–

Michael A. Meyer lehrte viele Jahre am Hebrew Union College in Cincinnati, wo Leo Baeck zwischen 1948 und 1953 unterrichtete. Später war Meyer langjähriger Internationaler Präsident des Leo Baeck Institute (1991–2013). Nun legt er eine fulminante Biografie Baecks vor.

Leo Baeck gilt als einer der bedeutendsten jüdischen Denker des 20. Jahrhunderts und war zugleich ein »mutiger Sprecher seiner Gemeinschaft in dunkelster Zeit« (S. 12). Anspruch der Untersuchung Meyers ist es, diese beiden Aspekte miteinander zu verknüpfen. Dabei stützt sich der Autor auf eine Vielzahl neuer Quellen und auf Baecks eigene Schriften. Es ist der Versuch, das Bild hinter der Ikone zu zeichnen. Dabei gibt es die Schwierigkeit, dass Baeck kein Tagebuch hinterlassen und keine Lebenserinnerungen verfasst hat.

Der Aufbau des Buches folgt in acht Kapiteln den Lebensstationen Baecks. Baeck wurde in Lissa in der Provinz Posen in eine angesehene Rabbinerfamilie geboren. Er besuchte das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau und promovierte in Berlin. Im schlesischen Oppel wurde er Rabbiner, wechselte 1907 nach Düsseldorf und schließlich 1912 nach Berlin, wo er als Gemeinderabbiner und Dozent an der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums wirkte.

Im Ersten Weltkrieg war Baeck einer von sechs Feldrabbinern zur Betreuung jüdischer Soldaten. Chauvinismus sei ihm fremd gewesen, so Meyer; es finden sich aber auch keine Bezugnahmen auf den Antisemitismus während des Krieges in Baecks Schriften. Erklärend verweist Meyer auf einen Aufsatz Baecks aus der Düsseldorfer Zeit als »frühes Beispiel für eine psychische Disposition, die ihn das Böse verdrängen ließ« (S. 71). Die Kriegserfahrung ließ Baeck zum »Befürworter einer Friedenspolitik« (S. 74) werden.

In der Weimarer Republik bekleidete er zahlreiche Ämter. So war er Mitglied im Hauptvorstand des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Aus dessen Auseinandersetzung mit dem Zionismus hielt sich Baeck nicht vollständig heraus. Doch offenbarte er Wohlwollen für beide Seiten. Breiten Raum nimmt die Darstellung der Tätigkeit Baecks während NS-Zeit ein. Dabei geht es um seine Aktivitäten als Präsident der Reichsvertretung der deutschen Juden ab September 1933, seinen Vorsitz in der Nachfolgeorganisation, der von den Nationalsozialisten erzwungenen Reichsvereinigung der

Juden in Deutschland ab Juli 1939 sowie um seine Zeit im Ghetto Theresienstadt ab Ende Januar 1943.

Meyers Darstellung ist keine Hagiografie. Er verschweigt nicht Baecks Fehleinschätzungen der Machtübernahme der Nationalsozialisten und führt dafür zahlreiche Belege an. Ebenso spricht er Baecks Beteiligung an einem Manuskript über die Rechtsstellung der Juden in Europa an, bei dem auch das Reichssicherheitshauptamt involviert war. Auch Baecks Dilemma, sein Wissen um die Todeslager und sein Schweigen darüber, beleuchtet Meyer sorgsam abwägend.

Anfang 1941 dachte Baeck ernsthaft über Auswanderung nach. An Gelegenheiten hätte es ihm nicht gemangelt, am Ende siegte jedoch sein Pflichtgefühl. Zu Baecks theologischen Positionen zählt Meyer »jüdische Selbstachtung [als] sein Hauptanliegen« (S. 53). Widerstand in der NS-Zeit war für Baeck vor allem »geistiger Widerstand«. Dementsprechend zitiert Meyer länger aus dem »Wort des Trostes« vom August 1935, anlässlich des Schabbat Nachamu, und aus dem als Kol-Nidre-Gebet bekannt gewordenen Text, der zu Jom Kippur 1935 an die Gemeinden verschickt wurde und als Protest gegen die Nürnberger Gesetze zu lesen ist. Die Gestapo untersagte die Verlesung des Textes, Baeck wurde festgenommen. Seine Freilassung erfolgte nicht zuletzt, weil die Londoner *Times* darüber berichtete. Insgesamt wurde Baeck während der NS-Zeit fünfmal verhaftet.

In Theresienstadt gehörte Baeck dem Ältestenrat an und war Leiter der Fürsorgeabteilung. Für den Überlebenden H. G. Adler verkörperte er das Gewissen des Lagers. Baeck hielt in Theresienstadt zahlreiche Vorträge zu verschiedensten Themen, jedoch blieb nur der Text eines einzigen Vortrags erhalten. Trude Simonsohn erinnerte sich an einen seiner Vorträge: »Man hat sich so in das Geistige hineinversetzt, dass man vergessen hat, daß man friert, daß man Hunger hat und auf einem eiskalten Boden steht.« (S. 227)

Nach seiner Freilassung aus Theresienstadt stürzte sich Baeck schnell in eine Vielzahl von Aktivitäten. In dem Kapitel »Nach der Katastrophe« schildert Meyer auch die Auseinandersetzung Baecks mit den Deutschen und der Frage von Schuld und Verantwortung. Bekannt ist sein Diktum: »Die Geschichte des deutschen Judentums ist definitiv zu Ende« (S. 243). Baeck starb im November 1956, er wurde auf dem jüdischen Friedhof Hoop Lane in London beigesetzt. Ein schlichter Grabstein trägt die hebräische Inschrift »Aus dem Stamme von Rabbinern«.

Michael A. Meyer ist ein exzellenter Erzähler; elegant lässt er zahlreiche historische Hintergrundinformationen einfließen; wichtige Publikationen und Vorträge Baecks erfahren eine Deutung und Einordnung. Das Buch ist als Würdigung von Baecks Lebensleistung zu lesen, aber nicht nur. An zahlreichen Stellen wird auch den mutigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Baecks Umfeld die ihnen gebührende Wertschätzung zuteil.

Martin Liepach

Fritz Bauer Institut

Die SPD und der Antisemitismus



Christian Dietrich

Im Schatten August Bebels.

Sozialdemokratische Antisemitismus-
abwehr als Republikschutz 1918–1932

Göttingen: Wallstein Verlag, 2021, 319 S.,
€ 34,90

Seit sich der Antisemitismus im Kaiserreich zu einer einflussreichen Ideologie und zum gemeinsamen Nenner des breitgefächerten nationalen und völkischen Lagers entwickelte, rang die deutsche Sozialdemokratie um Strategien zu seiner Bekämpfung. In klassisch marxistischer Lesart charakterisierte August Bebel ihn als ein Instrument der »Reaktion« zur Ablenkung der arbeitenden Massen von den eigentlichen Ursachen ihres Elends. Mit dem Untergang des bürgerlichen Systems werde auch der Antisemitismus wieder verschwinden, glaubte er. Dass antisemitische Parolen mit ihrer vermeintlich antikapitalistischen Stoßrichtung auch bei der Traditionsklientel der Sozialdemokratie verfangen konnten, sah man in der SPD-Führung durchaus; Überlegungen, sich dies zunutze zu machen, wurden aber früh und entschieden verworfen.

Wie hartnäckig sich Bebels Interpretation auch über die Zäsur von Weltkrieg und Revolution hinaus in der SPD hielt, zeigt Christian Dietrich in seiner Habilitationsschrift über sozialdemokratische Antisemitismusabwehr zwischen 1918 und 1932. Dietrichs zentrale These lautet, dass der Antisemitismus von der SPD (beziehungsweise zunächst der MSPD und USPD) nun als Angriff auf die junge Republik und die in Regierungsverantwortung stehende Sozialdemokratie selbst verstanden und daher mit allen politischen, juristischen und publizistischen Mitteln bekämpft wurde.

Zur Analyse der Abwehrstrategien blickt Dietrich auf verschiedene Handlungsebenen und Diskursräume der SPD und zieht dazu eine breite Quellenbasis heran: Neben Reichstags- und Parteitagsprotokollen hat er eine große Zahl sozialdemokratischer Periodika untersucht. Ein eigenes Kapitel widmet der Autor der in der SPD seit der Jahrhundertwende geführten Zionismusdebatte, die sich vor dem Hintergrund der umstrittenen Kolonialfrage entfaltete und in welcher der revisionistische Flügel mit seiner Sympathie für den Zionismus als jüdisch-sozialistisches Kolonisationsprojekt zunehmend an Einfluss gewann. Der von Dietrich betonte Konnex zwischen den Zionismusdiskussionen der SPD und ihren Debatten um die richtige Strategie gegen den Antisemitismus wird letztlich jedoch kaum erkennbar, zumal beide Themen weitgehend getrennt voneinander verhandelt wurden. Ein besonderer Fokus der Studie

liegt ferner auf der Antisemitismusabwehr des SPD-geführten preußischen Innenministeriums und des 1924 gegründeten Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold sowie auf der Zusammenarbeit der SPD mit dem Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

In den rechtsradikalen Mordtaten der frühen 1920er Jahre erkannte die SPD eine »neue Qualität des Antisemitismus« (S. 111). Das 1922 kurz nach der Ermordung Walther Rathenaus verabschiedete Republikschutzgesetz, auf dessen Grundlage der antisemitische Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund und gut 50 rechtsradikale Zeitungen verboten wurden, sollte dem Antisemitismus aus der Sicht der SPD ebenso Einhalt gebieten wie umfassende Aufklärungskampagnen, Protestveranstaltungen und Schulungen, mit denen man die eigene Anhängerschaft gegen ihn zu immunisieren hoffte. In der Phase relativer Stabilität zwischen 1924 und 1928 nahm das Interesse am Thema ab, und die Partei glaubte, ihr Ziel erreicht und den bis dato vor allem von der DNVP politisch genutzten Antisemitismus erfolgreich zurückgedrängt zu haben.

Umso ratloser zeigte sich die SPD dann im Angesicht der wachsenden Mobilisierungsfähigkeit der NSDAP. Selbst nach deren erstem großen Wahlerfolg 1930 war der Antisemitismus nur eine unter vielen Facetten der NS-Propaganda, an denen sich die SPD abzuarbeiten versuchte. Als Nukleus der NS-Weltanschauung wurde der Antisemitismus von den allerwenigsten Sozialdemokraten erkannt. Dass eine in sich widersprüchliche, allein »an niedrige Instinkte des Hasses und des Neides« appellierende Ideologie zur systematisch ausagierten Regierungspolitik werden konnte, schien aus der Sicht führender SPD-Politiker unvorstellbar – »eine folgenschwere Fehleinschätzung« (S. 225), so der Autor.

Dietrich schließt mit seiner akribisch recherchierten, erhellenden und gut lesbaren Analyse eine wichtige Forschungslücke. Das Buch setzt jedoch viele Vorkenntnisse voraus und hätte für ein weniger fachkundiges Lesepublikum durchaus mehr Kontextualisierung liefern können. Eine punktuelle Erweiterung der Perspektive auf den gesellschaftlichen Resonanzraum des Antisemitismus, der schon im späten Kaiserreich als »kultureller Code« (Shulamit Volkov) den weltanschaulichen Kitt zwischen verschiedenen Milieus und Bewegungen bildete und letztlich einen wichtigen Nährboden für die NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik schuf, hätte die Erfolglosigkeit sozialdemokratischer Antisemitismusabwehr noch nachvollziehbarer gemacht. Auch ein intensiverer Blick auf die zahlreichen jüdischen Akteure und ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb der SPD hätte die Untersuchung bereichert. Erst das knappe Schlusskapitel greift drei exemplarische Biografien jüdischer Sozialdemokraten heraus – Kurt Rosenfeld, Kurt Löwenstein und Julius Kaliski –, denen die SPD, so Dietrich, wie keine andere Partei der Weimarer Republik einen »Emanzipationsraum« (S. 287) zu bieten vermochte.

Kristina Meyer
Berlin

Paradoxe Zugehörigkeiten



Daniel Siemens

Hinter der Weltbühne. Hermann Budzislawski und das 20. Jahrhundert
Berlin: Aufbau Verlag, 2022, 413 S.,
€ 28,–

Mit *Hinter der Weltbühne* verspricht Daniel Siemens eine Enthüllungsgeschichte der linksintellektuellen kritischen Zeitschrift, deren Design auf dem Cover des Buches übernommen wurde. Der Untertitel jedoch weist in eine andere Richtung: Es geht um die Biografie ihres zeitweiligen Chefredakteurs Hermann Budzislawski, aber auch um die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die sich in dessen Leben spiegelt. Das sind viele Themen für ein Buch von gut 400 Seiten, und so wird der Fokus auf die Verflechtungen der *Weltbühne* mit dem Journalisten Budzislawski gelegt.

Auffällig ist, dass die jüdische Herkunft Budzislawskis aus der Familie eines koscheren Metzgers kaum Auswirkungen auf seine Selbstwahrnehmung gehabt zu haben scheint. Das Judentum und ebenso der Antisemitismus sind in der ersten Hälfte des Buches fast abwesend, selbst dann noch, als Budzislawski 1940 im französischen Exil in verschiedenen Lagern einsaß und der Unterschied zwischen einem politischen Gegner des Nationalsozialismus und einem jüdischen politischen Gegner des Nationalsozialismus eine große Rolle spielte. Nicht erst im französischen Exil rekrutierte sich der Freundes- und Bekanntenkreis Budzislawskis mehrheitlich aus jüdischen Intellektuellen, was im Buch nur gelegentlich Erwähnung findet. Daniel Siemens nennt ihn in seiner Einleitung zwar einen »preußischen Juden« (S. 13), gibt ihm damit aber nicht den Rahmen der Debatten unter Juden der damaligen Zeit, sondern folgt, selbst zweifelnd, der Selbsteinschätzung des jungen Redakteurs.

Die erste Hälfte des Buches behandelt daher treffender den Bourgeois Budzislawski, der eine sozialistische Gesellschaftsordnung propagierte, wie eine Formulierung Barbara Honigmanns über ihren Vater zitiert wird (S. 264). Wir lesen von der Etablierung des Protagonisten als Journalist, seiner politischen Verortung links der Sozialdemokratie, ohne sich jedoch an eine Partei zu binden, und vom Kampf um die *Weltbühne*, deren Leitung nach Ausscheiden der maßstabsetzenden Chefredakteure Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky sehr begehrt war. Budzislawski, der erst Ende 1932 eigene Artikel in der Zeitschrift veröffentlichen konnte, gelang eine Neugründung des nach 1933 verbotenen Blattes in der Tschechoslowakei. Seine Position in der *Neuen Weltbühne* hatte er in einem

rücksichtslosen Handstreich 1934 gegen den damaligen Chefredakteur Wilhelm Schlamm durchgesetzt. Seine Autoren waren handverlesen, sein Führungsstil patriarchalisch. In diesen Jahren bemühte er sich um ein konzertiertes Zusammengehen der Linken und Kommunisten; er begründete Freundschaften, aber auch lebenslange Feindschaften.

Im französischen Exil nach 1938 verfolgte Budzislawski in der *Weltbühne* seine Interessen für eine Volksfront gegen Hitler; dafür unterband er antisowjetische Artikel, die sich gegen die stalinistischen Säuberungen wandten, um im August 1939 desillusioniert dem stalinistischen Kurs (zumindest bis 1950) abzuschwören. Im Jahr 1940 interniert, kam Budzislawski durch ungeklärte Umstände kurz vor Einmarsch der Deutschen im Juni wieder frei und fand mehr zufällig als verabredet seine Familie. Zu den herausragenden Passagen des sehr lesbar geschriebenen Buches gehört zweifellos die Fluchtgeschichte dreier Generationen Budzislawskis über die Pyrenäen nach Spanien, von dort nach Lissabon und – unter anderem mithilfe jüdischer Organisationen – schließlich in die USA. Hier führte Budzislawski als Vordenker für die berühmte Journalistin Dorothy Thompson ein Leben in rechtem Wohlstand. Er hatte es »als liberaler Apologet des amerikanischen Imperialismus«, wie ihn der Kommunist Albert Schreiner bezeichnete (S. 162), ganz gut getroffen.

Mit Budzislawskis Rückkehr nach Deutschland 1948 beginnt die zweite Hälfte des Buches. Nun wurde ihm paradoxerweise seine Zugehörigkeit zum Judentum wichtiger. Wir begegnen hier einem zweifelnden Budzislawski, der sein Leben zu flicken versuchte, obwohl »[f]ünfzehn Jahre Mord [...] zwischen uns und Deutschland« lagen (S. 177). An Aussöhnung mit den Deutschen war ihm nicht gelegen, für ihn wurde der Antifaschismus zum Anker in der DDR. Dass sein Verhältnis zu Deutschland und umgekehrt das der DDR zu dem zurückgekehrten jüdischen Individualisten von Misstrauen bestimmt bleiben würde, trat spätestens in der Säuberungsphase der SED bis 1953 zutage. In diesem zweiten Teil spielt die *Weltbühne* nur eine Nebenrolle, deren Leitung Budzislawski 1969 wieder übernehmen durfte, was das Politbüro – maßgeblich Walter Ulbricht selbst – lange verhindert hatte. Die politischen Äußerungen Budzislawskis, das Scheitern eigener Ideen und auch seine grundsätzliche Linientreue zur SED werden von Siemens nun stark in den Zusammenhang der jüdischen Erfahrung gestellt. So wird nicht nur ein »Akteur der mittleren Ebene« im Wissenschaftsbetrieb der DDR porträtiert, der sich vorschneller Kategorisierung entzieht (S. 14). Budzislawski steht auch für andere jüdische Linksintellektuelle in der DDR, die sich angesichts der Widersprüche, die die DDR ihnen zumutete, auf ihre Herkunft besannen.

Katharina Rauschenberger
Fritz Bauer Institut

Weibliche Handlungsräume



Rebekka Denz

Bürgerlich, jüdisch, weiblich. Frauen im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (1918–1938)

Berlin: Neofelis Verlag, 2021, 389 S., € 32,—

Mit der Öffnung des Moskauer Sonderarchivs 1992 rückte der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) ins Blickfeld jüdischer Studien. Er war 1893 in Berlin zur Durchsetzung der gesetzlich verbrieften staatsbürgerlichen Rechte und zur Abwehr des Antisemitismus gegründet worden. Nach 1945 stand er lange im Schatten einer zionistisch ausgerichteten Geschichtsschreibung, die die mitgliederstärkste jüdische Organisation im Kaiserreich, die 1924 über 70.000 Mitglieder zählte (S. 38), weitgehend ignorierte. Erst das wiederentdeckte Vereinsarchiv, verfilmt von den Central Archives for the History of the Jewish People Jerusalem, stieß eine Fülle von Studien unterschiedlicher thematischer Ausrichtung an, angeführt 2002 von Avram Barkais Gesamtdarstellung »*Wehr Dich!*«. Frauen wurden erst 1908 zur Mitgliedschaft zugelassen. Ihr Anteil am Handeln und an der Wirkung des Vereins stand jedoch nie im Zentrum dieser Forschungen. Mit ihrer 2021 publizierten Dissertation von 2016 wirkt Rebekka Denz dieser doppelten Marginalisierung entgegen.

Die Arbeit ist in zwei Teile gegliedert und mit einem umfangreichen Tabellen-Anhang versehen. Der erste skizziert neben der Geschichte des C.V. die Handlungsräume seiner Protagonistinnen (S. 33–66). Zwar waren schon 1919 drei Frauen im Vorstand des C.V., doch der »Abwehrverein« blieb von Rabbinern und Juristen geprägt. In einer eigenen Rechtsschutzabteilung brachten sie reichsweit antisemitische Übergriffe vor Gericht. Aufklärung durch Wissensvermittlung über das Judentum bildete das zweite Tätigkeitsfeld des Vereins. Hier waren auch Frauen mit Vorträgen und Artikeln aktiv. Sie waren dabei mit Rollenerwartungen konfrontiert, die trotz der jüdischen Tradition weiblicher Erwerbstätigkeit zwischen der Frau als Hüterin der Familie und Wächterin der (jüdischen) Tradition changierten.

Im umfangreicheren zweiten Teil (S. 67–308) nimmt die Autorin die Tätigkeitsfelder von Frauen im C.V. in den Blick. Ihre Analyse setzt 1918 ein, als sich mit dem Frauenwahlrecht die weiblichen Rollennormen allgemein zu ändern begannen. Denz' Quellen bilden die C.V.-Presse und die Publikationen des vereinseigenen Philo-Verlags, zusätzlich die *Blätter des Jüdischen Frauenbundes* sowie

das Vereinsarchiv und Nachlässe im Leo Baeck Archiv. Auf dieser umfangreichen Quellengrundlage rekonstruiert sie die Biografien von elf C.V.-Akteurinnen. Unter ihnen sind bekannte wie Eva Reichmann-Jungmann und Margarete Goldstein, aber auch Lise Leibholz und Meta Samson, von denen sich nicht einmal die Lebensdaten komplett herausfinden ließen. Alle elf Frauen traten journalistisch und als Rednerinnen für den C.V. hervor, vier erst nach 1933. Nicht alle waren eingeschriebene Vereinsmitglieder. Hinsichtlich ihrer Erwerbstätigkeit unterschieden sie sich deutlich vom weiblichen Durchschnitt der Gesamtbevölkerung. Drei der elf C.V.-Journalistinnen waren promoviert, acht akademisch gebildet. Die Juristin Dr. Margarete Edelheim zeichnete seit 1924 als Redaktionsmitglied und seit 1933 sogar als stellvertretende Chefredakteurin der *Central-Verein-Zeitung*. Margarete Goldstein gab die Monatszeitschrift *Der Morgen* heraus. Bis auf die Fränkin Else Dormitzer waren alle in Berlin tätig, wo nicht nur die C.V.-Zentrale ansässig war, sondern auch ein Drittel der deutschen Jüdinnen und Juden lebte und überdurchschnittlich viele Presseverlage residierten, darunter allein 49 jüdische Periodika (S. 106). Auch nach der NS-Machtübernahme blieb Berlin das Zentrum der nun gravierend beschnittenen jüdischen Presse, die nur noch die jüdische Leserschaft adressieren durfte.

Die thematische Analyse der Artikel der elf Frauen ergab zwar eine auffallende Häufung von Texten »mit Frauenbezug«, mit Hilfe einer minutiösen Wortfeldanalyse weist Denz aber in diesen Artikeln die Vermittlung heterogener weiblicher Geschlechternormen nach (S. 197). Dem entsprach, dass sechs der elf Frauen nicht zuletzt unter dem Einfluss des Jüdischen Frauenbundes auch in der weiblichen Selbstorganisation aktiv waren, was zur Einrichtung eines Sonderreferats für Frauenarbeit im C.V. führte. Auch im Gesamtverein übernahmen die sechs Führungsrollen, anerkannt und respektiert von ihren männlichen Kollegen, was die Autorin als »Modernisierungswillen« des C.V. deutet (S. 319).

»Presse und Publikationen des CV spiegeln die gelebten heterogenen weiblichen Geschlechternormen der Akteurinnen, die nahezu alle ihren Beruf mit ihren Aufgaben als Ehefrau und Mutter verbanden«, lautet Denz' Fazit (S. 315). Bleibt einzuwenden, dass dieser Befund nur auf diese elf Protagonistinnen zutrifft, die für die jüdische Bildungselite stehen. Wie sehr sie meinungsbildend wirkten, lässt sich schwer sagen. Die Werbung um individuelle Mitgliedschaft jenseits der üblichen Familienmitgliedschaft hatte jedoch wenig Erfolg. Auch gab es Ortsgruppen, in denen nie eine C.V.-Frauengruppe gegründet wurde (S. 244). Hier zeigen sich deutlich die Grenzen des »weiblich-jüdischen Projekts der Moderne« im C.V.

Benigna Schönhagen
Tübingen

Immer gleich, immer anders: Rassismus



Susan Arndt

Rassismus begreifen.

*Vom Trümmerhaufen der Geschichte
zu neuen Wegen*

München: Beck Verlag, 2021, 477 S.,

€ 24,-

Die Rassismusforschung hat in den letzten 20 Jahren eine enorme Transformation erlebt und sich dabei auch gespalten: Eine jüngere Forschungsrichtung ist vor allem an der Aktualität des Rassismus interessiert, an seinen alltäglichen Erscheinungsweisen sowie daran, wie tief er in die heutige Sprache, Wahrnehmung und Denkweise eingebettet ist. Hier geht es um die subtilen, oft aber umso effektiveren Formen, in denen Marginalisierung, Exotisierung oder Diffamierung als Praktiken des »Othering«, der Ver- und Entfremdung von Menschen, stattfindet. In der Öffentlichkeit wird diese Forschung oft auf die Frage nach einem »korrekten« Umgang mit den »anderen« reduziert – womit nicht nur die erste Stufe des »Othering« bereits genommen ist (welche »anderen« eigentlich?), sondern auch die theoretischen und empirischen Einsichten in die Funktionsweisen des heutigen Rassismus nicht mehr genauer thematisiert werden müssen. Dieses Bedürfnis nach Anleitungen für eine »wirklich antirassistische« Haltung ist so groß, dass aus der Forschung inzwischen regelrechte Ratgeber hervorgegangen sind. Mit dieser Art Didaktisierung wird aber der Blick auf das Phänomen selbst und seinen gegenwärtigen Strukturwandel eher verstellt als erhellt.

Demgegenüber hat eine ältere Tradition der Forschung den Rassismus stets als eine erkennbare politische Ideologie betrachtet. Insbesondere seit der neuen Popularität, der sich rassistische Denkweisen und Praktiken seit den 1990er Jahren erfreuen, gilt der Rassismus inzwischen völlig zu Recht als eine der persistentesten Ideologien der Moderne. Entsprechend wurden auch seine ideen-, kultur- und sozialgeschichtlichen Ursprünge und Entwicklungen neu erforscht und rekonstruiert. Neben der historischen Kontinuität des Phänomens rückten dabei aber auch seine strukturellen Veränderungen durch die Jahrhunderte in den Blick, die ihm ermöglichten, sich als Ideologie neuen Umständen und Bedingungen anzupassen. Dennoch hat diese Forschung, indem sie den Fokus auf die Ideologie und ihren Wandel richtete, die konkreten Formen eben jenes »Othering« aus den Augen verloren: Wer wann, warum und nicht zuletzt wie zum Fremden erklärt, marginalisiert, entwertet oder ausgegrenzt wird, bleibt in dieser Perspektive einer historischen Ideologieforschung sekundär.

Das hier vorzustellende Buch *Rassismus begreifen* von Susan Arndt führt diese zwei Forschungstraditionen wieder zusammen. Und darin liegt seine erste und vielleicht wichtigste Leistung. Es verknüpft eine kluge und an aktuellen Debatten orientierte Grundsatzdiskussion darüber, was Rassismus heute ist und bedeutet, welche Strukturform das rassistische »Othering« aufweist und wie Rassismus als alltägliche Praxis funktioniert, mit einer konzisen Geschichte rassistischer Praktiken und Denkweisen seit der Antike. Vor diesem Hintergrund vertieft es dann im dritten und letzten Teil noch einmal die heutigen Formen des Rassismus und die Debatten über ihn, um hier klare und überzeugende Positionen zu beziehen. Manche der Thesen, Beobachtungen und Urteile sind dabei in der breiteren Forschung zum Rassismus durchaus umstritten, etwa was Rassismus in der Antike angeht, was die Rolle Kants oder die Rolle des Rassenbegriffs heute betrifft. Doch schafft Arndt es durch ihre so eindeutige wie zugleich umsichtige Argumentation, eine Legitimität ihrer Ansichten zu erzeugen, an der man auch nicht vorbeikommt, wenn man eigentlich anderer Meinung ist. In diesem Sinne ruft das Buch weniger zum Streit als zur Ergänzung und weiteren Durchdringung des Themas auf und zeigt klar, in welche Richtung diese Diskussion in Zukunft zu entwickeln wäre.

So wehrt sich Arndt etwa gegen die von vielen anderen vertretene These, dass gerade der heutige Rassismus ein »Rassismus ohne Rassen« sei. Dass auch Rassisten kaum mehr mit dem Rassenbegriff arbeiten, bestreitet sie keineswegs. Doch argumentiert sie, dass der Rassismus als Ideologie und Ausgrenzungspraktik nicht ohne genau das funktioniert, was über Jahrhunderte »Rasse« hieß, dass also hinter den heutigen Ideen des Schutzes der eigenen Identität vor kultureller Überfremdung genau das steckt, was in den vorangegangenen Jahrhunderten mit dem Rassenbegriff markiert wurde. In heutigen Formen des Alltagsrassismus geht es kaum mehr um offene Diffamierung, sondern um subtile und zugleich höchst voraussetzungsvolle Praktiken der Erfindung einer Fremdartigkeit. Dieses »Othering« lebt nicht zuletzt von der Selbstverständlichkeit, mit der wir die weiße, europäische und tendenziell männliche Kultur immer noch und immer wieder zur Norm erheben, ohne zu begreifen, dass diese Norm ein historisch entstandenes Privileg ist. Wer etwa behauptet, dass es auch »umgekehrten Rassismus« gibt oder geben könnte, verwechselt Rassismus mit simplen Vorurteilen. Solche und viele andere heute gängigen Missverständnisse und Probleme so präzise wie polemisch klarzustellen und die Geschichte, vor deren Hintergrund sie verständlich werden, auf über 200 Seiten gleich mitzuliefern – das ist der entscheidende Beitrag Arndts dazu, Rassismus »begreifbar« zu machen.

Christian Geulen
Koblenz

Antisemitismus. Eine deutsche Geschichte?



Peter Longerich

Antisemitismus: Eine deutsche Geschichte.

Von der Aufklärung bis heute

Berlin: Siedler Verlag, 2021, 640 S.,

€ 34,–

Neue Erfahrungen in der Gegenwart führen vielfach dazu, dass neue Gesamtdarstellungen der Vergangenheit angeregt werden. So auch im Fall des Antisemitismus. Peter Longerich hat dazu seine Geschichte

vorgelegt. In der wohlthuend knappen Einleitung präzisiert er unter anderem den zeitlichen, von der Aufklärung bis zur Gegenwart reichenden, und den räumlichen, vor allem auf Deutschland bezogenen Rahmen.

Longerich schildert im ersten Kapitel den von 1780 bis 1871 dauernden Emanzipationsprozess und seine Widersacher. Im zweiten Kapitel über das Deutsche Kaiserreich leuchtet er die antisemitischen Wellen der 1880er und 1890er Jahre aus und stellt die Verschärfung des Antisemitismus während des Ersten Weltkriegs dar. Im dritten Kapitel, das 1918 einsetzt, geht es um den massiven Ausbruch antisemitischer Gewalt, deren Akteure als Fundamentalopposition gegen die Republik auftraten. Longerich schildert ferner das Wirken der rechtsextremen Netzwerke, aus denen die NSDAP hervorging. Im vierten Kapitel über das nationalsozialistische Deutschland und den Holocaust kann er auf seine umfangreichen Archivstudien aufbauen. Prägnant rekonstruiert er den immer

Anzeige



*Nachrichten und Berichte
aus Kultur und Wissenschaft
Informationen aus dem Institut
Aktuelle Publikationen
• Veranstaltungshinweise
Online-Vorträge*

Social Media Angebote
des Fritz Bauer Instituts

Website	fritz-bauer-institut.de
Facebook	facebook.com/fritz.bauer.institut
Twitter	twitter.com/fritzbauerinst
YouTube	youtube.com/fritzbauerinstitutfrankfurt

extremer werdenden staatlichen Antisemitismus, der zum Mord an den europäischen Juden führte. Nach dem Holocaust – Thema des fünften Kapitels – begann zunächst eine Zeit des latenten Antisemitismus, der in den 1960er und 1970er Jahren neue Erscheinungsformen annahm, bis in den 1980er Jahren sowohl in West- als auch in Ostdeutschland eine vergangenheitspolitische Neuorientierung einsetzte. In seinem Epilog zum gegenwärtigen Antisemitismus kann sich Peter Longerich auf seine Erkenntnisse stützen, die er als Sprecher des vom deutschen Bundestag eingesetzten Expertenkreises Antisemitismus gewonnen hat.

Überzeugend ist vor allem, dass sich Longerich ganz auf die Zeit seit dem späten 18. Jahrhundert konzentriert und damit die immer wieder geäußerte These des Ewigen Antisemitismus zurückweist, die Peter Schäfer noch jüngst erneut bedient hat.¹ Ein paar Fragen dürften indes hilfreich und anregend sein. Es beginnt mit dem Titel: »Antisemitismus: Eine deutsche Geschichte«. In kurzen Abschnitten hat Longerich durchaus die europäischen Dimensionen des Antisemitismus angedeutet, die zeigen, dass der Antisemitismus keine deutsche Geschichte ist, der Titel hätte somit eher lauten sollen: »Antisemitismus: Die deutsche Geschichte«.

Hinsichtlich der ersten drei Kapitel bis 1933 fragt man sich, ob Longerich nicht der Gefahr, vor der schon Reinhard Rürup gewarnt hatte, erlegen ist, antisemitische Aktivisten wie unter einem Vergrößerungsglas zu betrachten und darüber den Sinn für die Proportionen zu verlieren.² So wundert man sich, wie trotz der von Longerich dargestellten breiten Front gegen die Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert diese am Ende doch durchgesetzt werden konnte.

Dieses Brennglas-Problem stellt sich erneut im Kapitel über das Kaiserreich, dessen Gesellschaft nach Longerich von antisemitischem Gedankengut durchsetzt war. Ausgeblendet hat er den breiten Abwehrkampf, der nicht nur zum Niedergang des politischen Antisemitismus geführt hat, sondern auch dazu, dass antisemitisches Denken um 1910 in weiten Teilen der Bevölkerung demaskiert und diskreditiert war. Bei der entstehenden völkischen Bewegung, die Longerich ausführlich darstellt, handelte es sich in dieser Zeit eher um eine kleine Gruppe von verschrobenen, politisch einflusslosen Außenseitern.

Entsprechendes wäre über die mittleren Jahre der Weimarer Republik anzumerken. Wenn Longerich schreibt, dass sich der radikale Antisemitismus in dieser Phase nur scheinbar abgeschwächt habe, verkennet er die breite Abwehrfront gegen diesen.

Bezeichnenderweise taucht das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, die größte Massenorganisation der Republik, die sich auch dem Kampf gegen den Antisemitismus verschrieben hatte, nicht auf. Antisemitisches Denken war in den kleinen rechtsextremen intellektuellen Zirkeln virulent, in breiten Teilen der Bevölkerung aber fand es, anders als Longerichs Darstellung suggeriert, weniger Zuspruch.

Wenn Longerich schon in seiner Einleitung festhält, dass der Antisemitismus, »über die letzten zweieinhalb Jahrhunderte, ein erhebliches Maß an Kontinuität« besitzt, so fragt sich angesichts der Brüche, die hier nur angedeutet werden konnten, ob nicht eher die Diskontinuität überwiegt.

In seinen abschließenden Überlegungen zur Theorie und Methodik der Antisemitismusforschung nennt Longerich als Leitfaden seiner Darstellung, dass der Antisemitismus eine »Antwort auf eine nicht gelungene nationale Identitätsbildung« sei. Zweifel sind indes am Gebrauch des »Plastikwortes der kollektiven Identität« (Lutz Niethammer) angebracht. Hat es je irgendwo eine gelungene nationale Identität gegeben?

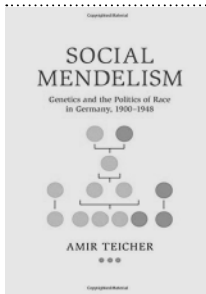
Diese Überlegungen können aber den Wert der neuen Gesamtgeschichte nicht schmälern. Sie sollen lediglich dazu dienen, weiter über die Probleme nachzudenken. Mit historischer Tiefenschärfe und beeindruckend durch seinen Quellenreichtum hat Peter Longerich die Vielgestaltigkeit und Virulenz des Antisemitismus in Deutschland ausgeleuchtet.

Ulrich Wyrwa
Berlin/Potsdam

1 Peter Schäfer, *Kurze Geschichte des Antisemitismus*, München 2020.

2 Reinhard Rürup, »Anti-Jewish Prejudices, Antisemitic Ideologies, Open Violence: Antisemitism in European Comparison from the 1870s to the First World War. A Commentary«, in: *Quest. Issues in Contemporary Jewish History. Journal of the Fondazione CDEC*, (2012), Nr. 3, S. 289–301.

Genetik und »Rassenforschung«



Amir Teicher

Social Mendelism. Genetics and the Politics of Race in Germany, 1900–1948
Cambridge u.a.: Cambridge University Press, 2020, 268 S., £ 26,99

Amir Teicher hat sich für seine Studie einiges vorgenommen, denn er beforscht die Bedeutung der Vererbungslehre Gregor Mendels für Wissenschaft und Gesellschaft in Deutschland während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hierfür untersucht er, welchen Einfluss diese Theorie auf die Disziplinen der Psychiatrie, der Genealogie und der biologischen Anthropologie sowie auf deren Anwendungsfelder in der nationalsozialistischen »Erbgesundheits- und Rassenpolitik« hatte. Mendels Ansatz, so Teicher, habe sich im Laufe des Untersuchungszeitraums von einem wissenschaftlich-methodischen Referenzrahmen zu einer Gesellschaftstheorie transformiert, die sich in bevölkerungspolitischen Praktiken des nationalsozialistischen Staats niederschlug. Der von Teicher konstatierte »Social Mendelism« beruht auf der Annahme einer Unveränderlichkeit des Erbguts, einer Atomisierung von Menschen in einzelne erbliche Merkmale sowie der Vorstellung von der Notwendigkeit, rezessive Gene aufzudecken, welche als potentielle Gefahr gedeutet wurden.

Das Buch basiert auf Teichers Dissertation an der Universität von Tel Aviv. Der Untersuchungszeitraum der Studie reicht von 1900 bis 1948. Dementsprechend nehmen die Person des 1884 verstorbenen Mendel und dessen eigene Forschungen nur einen geringen Raum ein. Ausgangspunkt ist vielmehr die Wiederentdeckung der Mendel'schen Regeln um 1900, mit der der Ansatz erst an fachlicher Rezeption gewann. Periodisierende Zäsuren setzt Teicher in den Jahren 1913, 1933 und 1945, denen auch die Kapitelstruktur folgt. Als Quellen nutzt er insbesondere wissenschaftliche Fachartikel und Monografien aus den untersuchten Disziplinen. Archivquellen spielen dagegen zumeist nur eine ergänzende Rolle.

Teicher arbeitet zunächst heraus, auf welche Weise in den untersuchten Fächern die Vererbungslehre Mendels rezipiert und für die jeweiligen Zwecke modifiziert wurde. Hierbei konzentriert er sich auf Forschungsarbeiten von Protagonisten Mendel'scher Ideen in den jeweiligen Disziplinen – den Anthropologen Eugen Fischer, den Psychiater Ernst Rüdin und den Genealogen Arthur Crzelltzer – sowie auf die Reaktionen in der Fachwelt auf deren Studien. Der Verfasser zeigt, dass es nach dem Erscheinen dieser prägenden frühen Studien den Angehörigen der jeweiligen Fächer

Schwierigkeiten bereitete, Mendels Theorien in ein fachspezifisches Forschungsdesign zu integrieren. Am schwersten taten sich dabei die meisten Genealogen aufgrund methodischer Inkongruenzen. Auch in der biologischen Anthropologie zeigten sich Probleme mit der Anwendung von Mendels Ansatz, da dieser nur die Vererbung einzelner Merkmale erklärt, während der Großteil der Forschenden eine Erblichkeit von holistisch gedeuteten menschlichen Typen oder »Rassen« zu untersuchen anstrebte. Einfacher fiel Vertreterinnen und Vertretern der Psychiatrie die Übernahme Mendel'scher Ideen in ihre Forschung. Diese dienten jedoch bei entsprechender fachspezifischer Modifikation in allen drei Disziplinen als theoretischer Referenzrahmen, selbst wenn die angewandten Methoden vielfach davon abwichen. Es ist begrüßenswert, dass nicht nur erfolgreiche Übernahmen des Mendel'schen Ansatzes in die Forschung dargestellt werden, sondern am Beispiel der Genealogie auch ein weitgehendes Scheitern solcher Bestrebungen.

Teicher rekonstruiert anhand der Beispiele des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« und des »Gesetzes zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« die Bedeutung des Mendel'schen Ansatzes und der drei untersuchten Fächer für die nationalsozialistische »Erbgesundheits- und Rassenpolitik« sowie für deren Vermittlung. Dabei zeigt er, dass Mendels Theorien zur Konzeption und Legitimierung eugenischer und antisemitischer Maßnahmen eingesetzt wurden. Im Fall der eugenischen Sterilisationen erwies sich dies von der Auswahl der gesetzlich vorgesehenen Indikationen bis hin zur Erläuterung im Schulunterricht. Beide Gesetze waren von der Furcht vor rezessiven Genen als einer vermeintlichen unsichtbaren Bedrohung geprägt, die bei späteren Generationen »herausmenden« könnten. So argumentiert Teicher, dass sich die Debatte über den Umgang mit »jüdischen Mischlingen« nicht allein über die Ablehnung einer Vermischung erklären lässt, sondern dass auch eine Furcht vor einem rezessiven Wiederauftreten von angeblich »jüdischen Merkmalen« eine Rolle spielte.

Die Studie ist gut lesbar und argumentiert stringent, jedoch engt ihr inhaltlicher Fokus auf Mendels Theorien die Bandbreite der dargestellten Positionen in den zeitgenössischen Fachdebatten bisweilen ein. Es bleibt abzuwarten, ob der von Teicher stark gemachte Begriff des »Social Mendelism« sich durchzusetzen vermag, zumal er die Herausbildung der »Rassenhygiene« und der »Rassenanthropologie« im späten 19. Jahrhundert nicht ursächlich zu erklären vermag, sondern lediglich deren spätere Entwicklung und Legitimierung.

Jens Kolata

Fritz Bauer Institut

Die Verfolgung von »Mischehen« im Nationalsozialismus



Maximilian Strnad

*Privileg Mischehe? Handlungsräume
»jüdisch versippter« Familien 1933–1949*
Göttingen: Wallstein Verlag, 2021, 512 S.,
€ 46,—

Das Buch widmet sich den sogenannten Mischehen während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland, das heißt Ehepaaren, die aus einem jüdischen und einem nichtjüdischen Partner beziehungsweise einer Partnerin bestanden, und ihren Familien. Diese Gruppe, in der Forschung bisher eher am Rande berücksichtigt, hatte eine spezifische Verfolgungsgeschichte, die der Autor in seiner Studie umfassend, differenziert und gründlich darstellt. Basis der Untersuchung sind neben der vorhandenen Forschungsliteratur und Quellen aus verschiedenen Archiven vor allem zeitgenössische Veröffentlichungen sowie die Erinnerungsliteratur. Im Mittelpunkt stehen die Auswirkungen auf den Alltag der Betroffenen und die Handlungsräume der aus Juden, Nichtjuden und »Mischlingen« bestehenden Familien im allgemeinen Kontext der antijüdischen Politik. Als Handlungsräume versteht der Autor die »Aktionsorte der in Mischehe lebenden Familienmitglieder« (S. 23), die vor allem vom jeweiligen »Rassestatus«, vom Geschlecht, aber auch von der Region, in der die Personen lebten, geprägt waren.

Die Publikation ist weitgehend chronologisch aufgebaut. Die Verfolgungsabläufe und die politischen und rechtlichen Entwicklungen werden detailliert dargestellt und anhand zahlreicher Beispiele aus verschiedenen Orten innerhalb des Reiches vertieft. Nach einem Blick auf die Situation von »Mischehen« vor 1933 widmet sich der Autor zunächst den Jahren der Verfolgung 1933 bis 1938, wobei die Auswirkungen der Verfolgung auf die nichtjüdischen Ehepartner im Vordergrund stehen. Bis Ende 1938 waren in »Mischehe« lebende Jüdinnen und Juden den gleichen Verfolgungsmaßnahmen ausgesetzt wie die restliche jüdische Bevölkerung, was auch Auswirkungen auf die nichtjüdischen Partner und Partnerinnen hatte. Zudem waren diese selbst von Maßnahmen betroffen, etwa von Entlassungen aus dem öffentlichen Dienst. Die meisten von ihnen verzichteten auf kulturelle und soziale Teilhabe; der Druck führte auch dazu, dass es vermehrt zu Scheidungen kam. Indes unterschied sich die Situation der »Mischehe«-Familien zum Teil deutlich von der der restlichen jüdischen Bevölkerung. So gab es beispielsweise größere Möglichkeiten, finanzielle Hilfe von nichtjüdischen Verwandten, Eigentum oder

Firmen übertragen zu bekommen. Zudem war es für in »Mischehe« Verheiratete leichter, andere jüdische Familien zu unterstützen. Einschneidend für die Situation der »Mischehen« waren die Nürnberger Gesetze und die dazugehörigen Verordnungen, die unter anderem definierten, wer als »Mischling« galt. Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden waren fortan nicht mehr möglich, nichtverheiratete Paare wurden kriminalisiert beziehungsweise auseinandergerissen.

Die Entwicklungen unmittelbar nach dem Novemberpogrom 1938 stellten auch für die Stellung der »gemischten Familien« eine Zäsur dar. Künftig spielte die jeweilige Familienkonstellation eine wichtige Rolle dabei, welchen Verfolgungsmaßnahmen man ausgesetzt war. So wurden Paare, bei denen die Ehemänner nichtjüdisch waren, von wesentlichen Verfolgungsmaßnahmen zunächst ausgenommen. Paare, bei denen die Ehemänner jüdisch waren, wurden hingegen nur dann davon ausgenommen, wenn sie Kinder hatten. Diese groteske Differenzierung war einerseits Ausdruck der nationalsozialistischen Rassenideologie, wonach die »deutsche Erbmasse« geschützt werden sollte, andererseits zeigt sie, wie das NS-Regime versuchte, mögliche Unruhe durch seine Maßnahmen bei den nichtjüdischen Verwandten der betroffenen Familien einzudämmen. Nach dem gleichen Prinzip wurden »Mischlinge« zunächst wie »Reichsbürger« behandelt, es sei denn, sie gehörten der jüdischen Religion an, weil sich nach der »Logik des Regimes« bei dieser als »Geltungsjuden« bezeichneten Gruppe »der jüdische Blutsanteil« durchgesetzt habe« (S. 147).

In den Jahren 1939 bis 1942 wurde angesichts von Deportationen, Einweisungen in »Judenhäuser« (die der Autor als »Ghettohäuser« bezeichnet) beziehungsweise Sammelunterkünfte sowie der Heranziehung zur Zwangsarbeit die Unterscheidung in »privilegierte« und »nichtprivilegierte Mischehen« entscheidend. So waren Ehepaare, in denen der Mann kein Jude war, von einer Einweisung in eine Sammelunterkunft ausgenommen, nichtjüdische Ehefrauen hingegen konnten in einem »Judenhaus« oder einer »Judenwohnung« einquartiert werden. Eine bestehende »Mischehe« bedeutete in der Regel Schutz vor einer Deportation, der jedoch durch den Tod des Partners oder die Scheidung der Ehe wegfallen konnte. In den letzten Kriegsjahren gerieten die »Mischehen« verstärkt in den Fokus der NS-Verfolger. Zu nennen sind etwa die KZ-Einlieferungen im Rahmen der »Schutzhaft«, die vor allem von der Gestapo Frankfurt am Main in größerer Zahl vorgenommen wurden, und die Heranziehung zur Organisation Todt.

Das Verdienst der Studie, die mit einem umfangreichen Kapitel zur Situation der »Mischehen« nach der Befreiung schließt, liegt in der differenzierten Darstellung, die die bestehende Forschung kritisch rezipiert und zusammenbringt, die komplizierte und komplexe Verfolgungsgeschichte der »Mischehen« zusammenhängend und kenntnisreich erzählt und den Blick auf den Nahbereich der betroffenen Familien schärft.

Akim Jah
Berlin/Bad Arolsen

Hitler und Verschwörungserzählungen



Richard Evans

Das Dritte Reich und seine Verschwörungstheorien. Wer sie in die Welt gesetzt hat und wem sie nutzen

München: Deutsche Verlagsanstalt, 2021, 367 S., € 26,–

Was haben diese Verschwörungserzählungen gemeinsam: die »Protokolle der Weisen

von Zion«, die »Dolchstoß-Legende«, der Reichstagsbrand, Rudolf Heß' Flug nach Großbritannien und Hitlers Flucht aus dem Führerbunker? »Adolf Hitler« ist die Antwort des britischen Historikers Richard Evans. Er stehe »im Mittelpunkt dieser Welt der Verschwörungstheorien« (S. 11), die das Buch untersucht.

Verschwörungserzählungen seien gefährlich, nicht allein, weil sie Unwahrheit verbreiten, sondern weil sie »die Idee der Wahrheit selbst« (S. 300) in Frage stellen, so Evans. »Und ist diese erst einmal diskreditiert, ist die Organisation der Gesellschaft nach rationalen Regeln und auf der Grundlage begründeter, informierter Entscheidungen gefährdet.« (S. 300) Aber, wendet Evans ein, es gibt die Wahrheit einer Geschichte, es ist möglich, zu rekonstruieren, ob eine Erzählung wahr ist oder nicht und wie sie sich zugetragen oder nicht zugetragen hat. Der »einzige Weg, nachzuweisen, was wahr und was falsch ist, ist und bleibt sorgfältige, akribische Arbeit« (S. 307). Und genau die unternimmt Evans mit dem Buch.

In fünf Fallstudien rekonstruiert und analysiert er die oben genannten Verschwörungserzählungen, die mit Hitler verbunden sind, weil dieser an sie glaubte, sie benutzte, von ihnen profitierte, in sie verwickelt war oder gar ihr Protagonist ist. Die Auswahl ist durch diesen gemeinsamen Nenner durchaus kreativ. Die Erzählungen unterscheiden sich in Wirkung und Reichweite, in Seriosität und Abenteuerlichkeit.

Die »Protokolle der Weisen von Zion« sind eine antisemitische Fiktion, die von einer »jüdischen Weltverschwörung« raunt. Hitler soll »ein Schüler der *Protokolle*« (S. 27) gewesen sein, die »direkt zum Holocaust« (S. 27) geführt hätten. Beides verneint Evans, nachdem er die verzweigte Entstehungsgeschichte dieser angeblichen Dokumentensammlung nachgezeichnet hat. Die »Protokolle« waren für die Nationalsozialisten keine »Offenbarung, sondern lediglich eine Bestätigung dessen, was sie bereits »wussten«« (S. 69).

Die Dolchstoß-Legende, die behauptet, die Niederlage im Ersten Weltkrieg zu erklären, kursiert(e) in verschiedenen Varianten, wobei keine, wie Evans zeigt, mit den Tatsachen zu tun hat. Weder die »Heimatfront« noch die Linken oder »die Juden«

hätten »einen Dolch« geführt und damit von innen das eigene Militär bekämpft.

Wirkungsvoller für die Nationalsozialisten war der Reichstagsbrand, über den entgegengesetzte Erzählungen kursieren: Sie selbst glaubten an eine Verschwörung der Linken, während andere behaupteten, die Nationalsozialisten hätten den Brand gelegt. Denn waren nicht sie es, die am meisten vom Reichstagsbrand profitierten? Evans rekonstruiert die Nacht detailliert und kommt zu dem Schluss, dass die Einzeltäterthese stimmen muss, nach der der am Tatort Verhaftete und später Verurteilte Marinus van der Lubbe den Brand gelegt hat.

Rudolf Heß flog im Mai 1941 nach Großbritannien, um ein Friedensabkommen zu erwirken. Die Mythen drehen sich nicht nur um die Frage, ob Hitler eingebunden war, sondern auch darum, ob Großbritannien mit dem »Dritten Reich« unter einer Decke steckte, ob Heß wirklich in den 1980er Jahren Suizid beging oder ob er ausgetauscht oder einer Gehirnwäsche unterzogen wurde. Evans sieht im Flug einen Alleingang von Heß.

Ähnlich abenteuerliche Erzählungen ranken sich um das Ende Adolf Hitlers, der sich bekanntlich im Führerbunker erschoss. Verschwörungserzählungen behaupten aber, Hitler sei aus dem Bunker entkommen und habe ein ruhiges Leben in Argentinien geführt.

Die gefährlichen, teils absurden Erzählungen, die Evans hier rekonstruiert, fanden und finden ein Millionenpublikum. Sie bestimmen mit darüber, wie Geschichte erinnert wird. Die detaillierten und akribischen Widerlegungen der jeweiligen Varianten der Verschwörungserzählungen sind notwendig, um zu zeigen, wie sehr sie auf Erfindung beruhen, und hier keinerlei Missverständnisse aufkommen zu lassen; kurzweilig zu lesen sind sie nicht immer.

Die Stärke des Buchs besteht darin, dass Evans in die Rekonstruktion der Verschwörungsnarrative und ihrer Entstehungsgeschichten Einsichten über Funktion, Aufbau und Struktur von solchen Erzählungen einfließt. Er zeigt unter anderem, wie Verschwörungstheoretiker sich gegenseitig zitieren, teils auch wahre Quellen heranziehen, die sie überbewerten, wie sie Spekulationen und »Anspielungen auf das Paranormale« (S. 200) nutzen und mit »Andeutungen, Annahmen und Anspielungen« (S. 233) arbeiten, um gegen eine angeblich »offizielle« (S. 251) Geschichtswissenschaft eine »alternative« aufzubauen, die den »Schleier« (S. 275) gelüftet habe.

Antisemitisch ist eine Erzählung nach Evans erst, wenn explizit »der Jude« Protagonist ist. Das könne auch Nicht-Juden einschließen, die »dem ›Geist‹ nach« (S. 111) jüdisch seien. Eine Verschwörungserzählung, die antisemitisch strukturiert ist, aber (noch) ohne Juden argumentiert, wird hier aber nicht mitgedacht. Dabei sehen wir gerade solche Erzählungen – etwa die von QAnon – seit der Covid-19-Pandemie florieren.

Nikolas Lelle
Berlin

Ein Haus mit schwerer historischer Hypothek



Andrea C. Hansert

Das Haus der Gestapo. Geschichte der Lindenstraße 27 und der Cronstetten-Stiftung in Frankfurt am Main
Wien: Böhlau Verlag, 2021, 252 S.,
9 Abb., € 39,-

Im Frankfurter Westend erinnert vor der Lindenstraße 27 eine Messingtafel an die Geschichte des Gebäudes. Neben der Jahreszahl 1940 ist dort zu lesen: »Veräußerung des Hauses unter Zwangsandrohung an die Gestapo, die es als Gestapo-Zentrale des Regierungsbezirks Wiesbaden verwendete.« Nach dem Erscheinen von Hanserts Studie muss die Informationstafel korrigiert werden, denn das Palais wurde seinerzeit von der »Cronstett- und Hynspersgischen evangelischen Stiftung« mitnichten auf Druck der Geheimen Staatspolizei an selbige verkauft.

Der Fokus der vorliegenden Untersuchung ruht nicht auf dem von der Frankfurter Gestapo in der Lindenstraße geplanten und begangenen Unrecht, sondern auf der Geschichte des Hauses und der Cronstetten-Stiftung im Nationalsozialismus und während der unmittelbaren Nachkriegszeit. Für die Stiftung, in deren Auftrag Hansert den Band verfasst hat, ist die Verstrickung vieler Mitglieder der »Adeligen Ganerbschaft des Hauses Alten-Limpurg« mit dem NS-Regime ein schmerzhafter Erkenntnisprozess gewesen. Die aus dem Frankfurter Stadtpatriziat hervorgegangene Vereinigung möchte jedoch Verantwortung für das damalige Verhalten übernehmen, und sie tut gut daran.

Bevor Hansert, die in der Hausmonografie ihre langjährige Forschungsarbeit zum Frankfurter Stadtpatriziat und zur Geschichte der Stadt im Nationalsozialismus überaus gewinnbringend miteinander verknüpft, zu ihrem eigentlichen Thema kommt, skizziert sie die bis ins Mittelalter zurückreichende Geschichte der Ganerbschaft Alten-Limpurg. In ihr waren die vornehmsten Adelsfamilien vereint, die bis zum Ende der Reichsstadt 1806 im Rat das Sagen hatten. Die Ganerbschaft verfügte über drei von Alten-Limpurger Familien gegründete und mit Immobilien ausgestattete Stiftungen. Die vermögendste und bis heute bestehende hatte Justina Catharina Steffan von Cronstetten zur Versorgung von Töchtern und Witwen aus den Adelsfamilien ins Leben gerufen. Für das Damenstift wurde 1897 das Palais Lindenstraße 27 erbaut.

Nachdem die überwiegende Mehrzahl der Adeligen zur Weimarer Republik, in der alle Standesprivilegien abgeschafft worden

waren, eine ablehnende Haltung eingenommen hatte, suchte sie mit dem NS-Staat den Schulterchluss. Das galt auch für die Alten-Limpurger, wie Hansert anhand der Einführung eines besonders rigiden Arierparagrafen und einer überdurchschnittlich hohen Anzahl an NSDAP-Mitgliedern unter den Ganerben (40 Prozent) nachweisen kann. Im Zusammenhang mit dem Verkauf der Lindenstraße 27 hatte die Cronstetten-Stiftung weniger ein Problem mit der Gestapo als vielmehr mit den Steuerbehörden. Im Bestreben, das weite Feld nichtstaatlicher Organisationen auszutrocknen, zogen die Nazis die Steuerschrauben an. Das Finanzamt sprach der Cronstetten-Stiftung die Gemeinnützigkeit ab und stellte so hohe Forderungen, dass sie in Liquiditätsnöte geriet und sich 1939 (!) zum Verkauf der Immobilie gezwungen sah. Als Käuferin fand sich die Gestapo, die das Palais zum Marktwert von 435.000 Reichsmark erwarb und im April 1941 bezog. Bis zur Befreiung der Stadt durch die US-Armee im März 1945 wurde die Lindenstraße 27 zu einem Schauplatz des nationalsozialistischen Terrors. Seither lastet auf dem Gebäude »eine schwere historische Hypothek« (S. 14).

In der Lindenstraße 27 wurden die Deportationen der Frankfurter Juden geplant, brutale Verhöre durchgeführt oder Regimegegner unter Druck gesetzt. Während es in den im Keller gelegenen Arrestzellen infolge der Verhörmethoden zu Todes- und auch zu Suizidfällen kam, residierten im linken Eckzimmer des ersten Obergeschosses mit Blick auf die Lindenstraße die Gestapo-Chefs. Grundlegend neue Forschungserkenntnisse zur Geschichte der Frankfurter Gestapo sind in der Neuerscheinung nicht enthalten, was aufgrund der unverändert schwierigen Aktenüberlieferung auch nicht anders zu erwarten stand.

Im Zuge der Entnazifizierung musste sich ein Dutzend Alten-Limpurger vor einer Spruchkammer verantworten. Die adligen Angeklagten wurden lediglich als »Entlastete« oder höchstens als »Mitläufer« eingestuft – selbst der am tiefsten in die Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickte Ganerbe und SS-Sturmbannführer Claus-Joachim von Lepel kam derart glimpflich davon. Auf Zuraten des Leiters der städtischen Stiftungsabteilung während der NS-Zeit, Bruno Müller, beantragte die Cronstetten-Stiftung im Oktober 1948 beim Land Hessen die Rückerstattung der Lindenstraße 27, in der sich seit 1946 der Amtssitz von Oberbürgermeister Walter Kolb befand. Hansert gelingt dank ihrer profunden Kenntnis der Archive der Nachweis, dass der Jurist Müller die Legende vom erzwungenen Verkauf des Gebäudes auf Druck der Gestapo in die Welt gesetzt hatte, die im Juli 1950 zu dem Richterspruch zugunsten der Stiftung führte. Die Cronstetten-Stiftung wird vor ihrem Haus Lindenstraße 27 eine den neuen Forschungsergebnissen Rechnung tragende Informationstafel aufstellen.

Thomas Bauer
Frankfurt am Main

Viel vorgenommen: die Massengewalt in der Ukraine 1943/44 aus verschiedenen Perspektiven



Johannes Spohr

Die Ukraine 1943/44. Loyalitäten und Gewalt im Kontext der Kriegswende
Berlin: Metropol Verlag, 2022, 558 S.,
€ 34,—

Die Erforschung des deutschen Angriffskrieges auf die Sowjetunion hat – insbesondere seit der Öffnung der osteuropäischen Archive im Jahr 1991 – bedeutende Fortschritte gemacht, dennoch gibt es bis heute Bereiche, die weiterhin unterbelichtet geblieben sind. Gleich zweier davon hat sich nun Johannes Spohr in seiner Studie angenommen: der Massengewalt im Zuge der Kriegswende von 1943/44 in der besetzten Ukraine sowie des Verhältnisses zwischen den Besatzern, der örtlichen Bevölkerung und den Partisanen. Systematisch geht er der Frage nach, wie sich die Erwartungen und Loyalitäten der Akteure entwickelten und von welchen Erfahrungen sie jeweils geprägt worden sind. Über die Darstellung des Geschehens hinaus will Spohr deshalb die Handlungsspielräume untersuchen und fragt, inwiefern das Verhalten von Wehrmacht, deutscher Zivilverwaltung und Polizei von der NS-Ideologie und inwiefern von situativen Faktoren beeinflusst wurde. Hinsichtlich der Handlungsspielräume der örtlichen Bevölkerung ist dabei besonders vielversprechend, dass er die überlieferten deutschen Akten mit Berichten der Partisanen und mit Interviews von Zeitzeugen verschränkt, die er selbst in Dörfern durchgeführt hat, die in seinem Untersuchungsgebiet liegen. Der geografische Schwerpunkt liegt auf der Region um die Städte Vinnycja und Žytomyr im Besatzungsbereich »Generalbezirk Shitomir«.

Trotz dieser Schwerpunktsetzung handelt es sich bei dem Buch nicht um eine Fallstudie. In den vier Kapiteln – zu denen die Einleitung schon aufgrund ihres Umfangs von mehr als 80 Seiten gezählt werden muss – versucht sich Spohr an einer geradezu enzyklopädischen Analyse seines Themas. Nach der Darstellung der Ukraine und der sowjetischen Verwaltungsgebiete Vinnycja und Žytomyr, der deutsch-ukrainischen Beziehungen seit 1918 und der Besatzung im »Generalbezirk Shitomir« im Kontext des deutsch-sowjetischen Krieges folgen die zwei Hauptkapitel. Im ersten schildert Spohr die Akteursgruppen, die im Untersuchungsgebiet relevant waren: Besatzungsverwaltung; Wehrmacht; SS und Polizei; »Volksdeutsche«; Dorfbewohner; »Kollaborateure«; einheimische Hilfspolizisten und Angehörige der Schutzmannschaften; ukrainische Nationalisten; sowjetische Partisanen, wobei zu

bemerken ist, dass in diesem Kapitel die 1943 noch lebenden Juden fehlen. Im folgenden Kapitel geht Spohr dann auf unterschiedliche »Verläufe, Situationen, Entscheidungen« ein: die »Politik der verbrannten Erde«; den Kampf der Partisanen und den Kampf gegen sie; die Raubzüge der deutschen Besatzer; das Abbrennen von Dörfern und die Ermordung ihrer Einwohner; die Massenevakuierung und Deportation zur Zwangsarbeit; den Leidensweg der Gefängnis- und Lagerinsassen; die Verbrechen gegen die noch lebenden Juden.

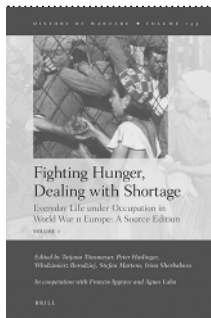
Besonders eindrücklich ist das Buch dort, wo es seinen Anspruch einlöst, das Geschehen multiperspektivisch darzustellen – etwa in der dichten Beschreibung der »Antipartisanenaktion« im Dorf Pen'kivka aus der Sicht von Überlebenden und eines deutschen Soldaten, der daran beteiligt war, sowie der deutschen Akten dazu (S. 362–386). Spannend sind auch jene Passagen, in denen Spohr schildert, wie Dorfbewohner gezwungenermaßen sowohl die Wehrmacht als auch die Partisanen etwa mit Lebensmitteln unterstützten. Auch die Handlungsoptionen ukrainischer Hilfspolizisten und Schutzmannschaftsangehöriger macht Spohr plastisch nachvollziehbar, indem er anhand von Zeitzeugeninterviews schildert, wie sie von der Bevölkerung teilweise als brutaler als die Deutschen wahrgenommen wurden; im Angesicht der Kriegswende standen sie daher vor der Wahl, entweder mit den Deutschen zusammen nach Westen abzuziehen oder zu den Partisanen überzulaufen, um durch diese Bekundung ihrer Loyalität zur Sowjetmacht ihre Handlungen vergessen zu machen.

Den Anspruch der Multiperspektivität löst das Buch leider allerdings zu selten ein. In seinem Bemühen, die Forschungslage so umfassend wie möglich einzuarbeiten, lässt Spohr seine eigenen Quellenfunde und neuen Erkenntnisse immer wieder untergehen. Durch die ausführliche Wiedergabe etwa der Konflikte zwischen den verschiedenen deutschen Dienststellen, über die in anderer Form schon früher zu lesen war, verschiebt sich nicht nur der Schwerpunkt vom Blick auf die einheimische Bevölkerung hin zu den Besatzern, vielmehr treten auch die Thesen Spohrs hinter denen anderer Historiker zurück. Seine Analyse: »Im Angesicht von Not und Elend siegte kein von der Ideologie befreiter Pragmatismus, sondern im Gegenteil die Rückbesinnung auf die Ideologie, weil sie die passenderen Antworten lieferte und der Verdrängung der Realität Vorschub leistete«, verschwindet hinter einer Referenz auf einen 20 Jahre alten Aufsatz von Hans Mommsen.¹ Das ist redlich, aber schade, hätte man doch gerne eine Weiterentwicklung statt nur eine Bestätigung alter Thesen gelesen.

Bert Hoppe
Berlin

¹ Hans Mommsen, »Die Rückkehr zu den Ursprüngen – Betrachtungen zur inneren Auflösung des Dritten Reiches nach der Niederlage von Stalingrad«, in: Michael Grüttner, Rüdiger Hartmann, Hans-Gerhard Haupt (Hrsg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt am Main 1999, S. 418–434.

Quellen zum Alltag unter deutscher Besatzung



Tatjana Tönsmeier, Peter Haslinger, Włodzimierz Borodziej, Stefan Martens, Irina Sherbakova (Hrsg.), in Zusammenarbeit mit Francis Ipgrave und Agnes Laba

Fighting Hunger, Dealing with Shortage. Everyday Life under Occupation in World War II Europe: A Source Edition
Erschienen in der Reihe History of Warfare, Bd.: 133, 2 Bde., Leiden, Boston: Brill, 2021, 1.374 S., € 249,-

Die zwei voluminösen Bände mit 600 Dokumenten aus 20 Ländern wurden von einem internationalen Team von Forscherinnen und Forschern recherchiert, zusammengestellt und aus 17 Sprachen ins Englische übersetzt. Die Publikation entstand im Rahmen des Forschungs- und Editionsprojekts »Societies under German Occupation – Experiences and Everyday Life in World War II«, das an die Universität Wuppertal und das Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg angebunden ist. Das zentrale Ziel der Edition ist es, mit dieser Vielzahl von Überlieferungen die Erfahrungen der lokalen Bevölkerung unter deutscher Besatzung zu dokumentieren, insbesondere »their efforts to find supplies and struggles against shortage and hunger« (S. VII). Die Alltagsgeschichte der etwa 235 Millionen Menschen, die in ganz Europa unter deutsche Besatzung gerieten, ist bisher kaum erforscht. Mit der Edition möchten die Herausgeberinnen und Herausgeber dieses Forschungsfeld einem breiteren, internationalen Publikum nahebringen.

Neben einem kurzen Vorwort, das Tatjana Tönsmeier gemeinsam mit Peter Haslinger verfasst hat, bieten Erstere, Dirk Luyten, Karl Christian Lammers und Irina Sherbakova in ihrer fünfzigseitigen Einführung einen Einstieg in das Thema, ergänzt durch einen »Editorial Guide« von Francis Ipgrave. Die Dokumente sind chronologisch gegliedert, eine Übersicht nach Ländern macht aber auch einen geografischen Zugriff möglich (S. CX f.). Nach welchen Kriterien die Regionen definiert wurden, bleibt leider unklar. So werden einige Länder unter dem Begriff »ehemaliges Jugoslawien« zusammengefasst, bei Belarus, der Ukraine, Russland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Tschechien und der Slowakei wurden dagegen offenbar die heutigen Grenzen zugrunde gelegt. Eine Übersicht über die mehr als 120 Mitwirkenden und die 91 genutzten lokalen, regionalen und nationalen Archive sowie ein Sach- und Ortsregister ergänzen die beiden Bände.

Die Quellen, von denen die meisten das erste Mal publiziert werden, stammen aus ganz unterschiedlichen Kontexten. Neben Egodokumenten wie Briefen, Tagebüchern oder privaten Aufzeichnungen (zum Beispiel Einkaufs- und Preislisten) finden sich verschiedenartige Dokumente der (meist lokalen) Verwaltungsstrukturen sowie Berichte und Publikationen des Widerstands, von Exilregierungen, Wirtschaftsunternehmen, Gewerkschaften, aus dem Gesundheitswesen, von Kirchen oder Hilfsorganisationen. Sie zeigen exemplarisch, wie sehr der Mangel an Versorgungsgütern das Alltagsleben vieler Menschen mitbestimmte. So schrieb die Dänin Elise Kristine Jensen am 16. Januar 1943 in ihr Tagebuch: »Yesterday and today it hasn't been possible to get any meat anywhere. Many butcher's were already closed before noon. We had some sausages for which people were prepared to fight.« (Dok. 348, S. 841) Neun Monate zuvor, am 6. April 1942, beschrieb Dimitri Usyk die Situation in Charkow (heute Charkiw): »The Professor and Director of the *Institut Sudebnoy Meditsiny* [...] laughing talks about blasting operations at the cemeteries. In cemeteries?! Yes, dynamite is used to blast the ground in the cemeteries, which is heaped on the unburied bodies (which at the time had been shoved in the snow) of those who had starved to death. [...] At the descending stairs (at the *Tekhnologicheskiiy* in Zhuravlevka) stands a person. His head lowered and his coat sagging. He is thin as a skeleton and yellow. In both buckets the water is filled up to a half. He is unable to carry any more. He is a victim of famine.« (Dok. 260, S. 558 f.)

Wie diese Beispiele zeigen, verdeutlichen die Quellen neben Parallelen auch die Unterschiede in West- und Ost-, aber auch in Nord- und Südeuropa. Zu den Reaktionen auf die Mangelsituation gehörte nicht nur die Suche nach Ersatznahrung, wie Rezepte zum Verzehr von Tulpenzwiebeln in den Niederlanden im Hungerwinter 1944/45 belegen (Dok. 585, S. 1311 ff.). Auch Phänomene wie der Schwarzmarkt, Korruption oder Prostitution spiegeln sich in den Quellen wider.

Eine der grundlegenden konzeptionellen Entscheidungen der Edition wirft allerdings Fragen auf. Können wir die Alltagserfahrungen von Mangel und Hunger in den besetzten Gebieten verstehen, wenn Ghettos und Lager ausgeklammert werden? Tatjana Tönsmeier begründet diese Auslassung in der Einführung so: »People who were interned in camps or ghettos, and who therefore could no longer interact with people outside of these enclosed spaces, were members of particular camp societies but not, however, of occupied societies, even if they came from them or, on occasion, returned to them (e.g. through escape), and even if their internment was a result of the occupation. Members of occupied societies, on the other hand, would have had an awareness of the absentees, something to which the visibility of the camps or the deportations contributed. As a result, the catastrophic supply situations in the ghettos or prisoner-of-war camps are not the subject of this edition, but sources documenting

the barter trade between Jews in the ghetto and the member of the local population are.« (S. XLI, Fn. 95)

Die hier zunächst formulierte These, dass in Lagern und Ghettos Gefangene nicht mehr mit Menschen außerhalb interagieren konnten, wird im Grunde mit dem Hinweis auf den Tauschhandel zwischen diesen Gruppen gleich in Frage gestellt. Tatsächlich wurden zum Beispiel die Ghettos im besetzten Polen erst nach und nach eingerichtet und waren auch danach in vielen Fällen nicht umzäunt oder ummauert.¹ Die Interaktion zwischen Ghettoinsassen und nichtjüdischer Bevölkerung im Umfeld blieb bis zum Mord an Ersteren, gerade was Versorgungsfragen angeht, zentral. Auch die sowjetischen Kriegsgefangenen waren in den Lagern oder beim Arbeitseinsatz nicht vollständig von ihrem Umfeld abgeschottet. Ergibt also eine so strikte Trennung zwischen »Lagergesellschaften« und »Besatzungsgesellschaften«² überhaupt einen Sinn? Oder führt sie nicht letztlich zu einer Verinselung von eigentlich zusammenhängenden Phänomenen?

Kern der deutschen Versorgungspolitik im besetzten Europa war die Umverteilung des Mangels zugunsten der eigenen Truppen und der deutschen Bevölkerung, aber auch innerhalb der Gesellschaften in den besetzten Gebieten. Mangel und Hunger trafen nicht alle gleichermaßen. Rassistische Hierarchisierungen bei der Versorgung (vgl. S. XLIV ff.) waren eng mit den jeweils aktuellen ernährungs-, sicherheits- und arbeitspolitischen Interessen der Besatzungsmacht vor Ort verknüpft. So wurden zum Beispiel nicht als Arbeitskräfte benötigte Jüdinnen und Juden oder sowjetische Kriegsgefangene nicht zuletzt deshalb von der Versorgung ausgeschlossen, weil die Deutschen die Versorgungslage von Teilen der nichtjüdischen einheimischen Bevölkerung einigermaßen stabil halten und so Widerstand vermeiden wollten.³ Dies hatte auf die Alltagserfahrungen aller Beteiligten immense Auswirkungen. Diese Verflechtungen hätten durch die Quellenauswahl und die Kommentierungen sicherlich deutlicher hervorgehoben werden können. Etwas verblüffend ist, dass bei der Literaturübersicht eine der wichtigen Quelleneditionen zur Besatzungspolitik in Europa fehlt (S. XXVI ff.).⁴ Und an

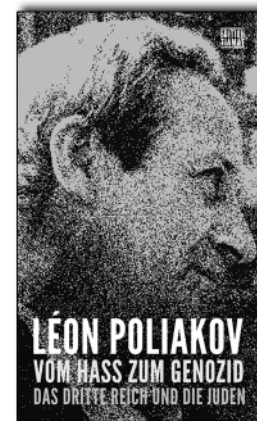
einigen Stellen hätte man sich ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht, wenn zum Beispiel das Stalag 342 fälschlicherweise als »concentration camp for Soviet prisoners-of-war« bezeichnet wird (S. 387, Fn. 1150).

Insgesamt ist es den Herausgeberinnen und Herausgebern gemeinsam mit ihrem Arbeitsteam jedoch gelungen, eine großartige Quellensammlung zur Verfügung zu stellen. Diese wird sicherlich viele weitere Forschungen anregen und auch den viel zu lange vernachlässigten Blick auf den von den Deutschen im besetzten Europa verursachten Mangel sowie den Umgang damit schärfen.

Babette Quinkert
Berlin

.....
gium (Bd. 1–5) und vom Bundesarchiv (Bd. 6 ff.), Berlin 1988–1992. Ein
Ergänzungsband befasst sich mit Okkupation und Kollaboration (1938–1945),
hrsg. vom Bundesarchiv, zusammengestellt und eingeleitet von Werner Röhr,
Berlin 1994.

Anzeige



»Wer wissen will, »was wirklich geschah«
und »wie es wirklich geschah«, kann es sich
nicht leisten, diese Studie zu übersehen.«
(Hannah Arendt)

EDITION TIAMAT

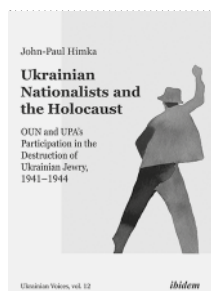
.....
1 Vgl. Christoph Dieckmann, Babette Quinkert, »Einleitung«, in: Dies. (Hrsg.),
Im Ghetto 1939–1945. Neue Forschungen zu Alltag und Umfeld, Göttingen 2009,
S. 9–29.

2 Zur Definition des Begriffs »Besatzungsgesellschaft« vgl. Tatjana Tönsmeier,
*Besatzungsgesellschaften. Begriffliche und konzeptionelle Überlegungen zur Er-
fahrungsgeschichte des Alltags unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg*,
Dokupedia-Zeitgeschichte, 18.12.2015, <https://docupedia.de/zg/Besatzungsgesellschaften> (21.4.2022).

3 Vgl. Christoph Dieckmann, Babette Quinkert (Hrsg.), »»Kriegsnotwendigkeiten«
und die Eskalation der deutschen Massengewalt im Krieg«, in: Dies. (Hrsg.),
*Kriegführung und Hunger 1939–1945. Zum Verhältnis von militärischen, wirt-
schaftlichen und politischen Interessen*, Göttingen 2015, S. 9–32.

4 Vgl. *Europa unterm Hakenkreuz. Die Okkupationspolitik des deutschen Fas-
chismus (1938–1945)*, 8 Bde., hrsg. von einem elfköpfigen Herausgeberkolle-

Ukrainische Nationalisten im Holocaust – ein neues Standardwerk



John-Paul Himka

Ukrainian Nationalism and the Holocaust. OUN and UPA's Participation in the Destruction of Ukrainian Jewry, 1941–1944
Stuttgart: ibidem-Verlag/Columbia University Press, 2021, 540 S., \$ 55,–

John-Paul Himka, Professor emeritus an der University of Alberta, legte 2021 eine wichtige Monografie über die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) und die Ukrainische Aufständische Armee (UPA) im Holocaust vor. Seit den 1990er Jahren wurde Himka wegen seiner Publikationen über die Rolle ukrainischer Nationalisten in der Shoah von ukrainischen Diasporaaktivisten mehrmals angegriffen und als Verräter und Nestbeschmutzer beschimpft. Die zahlreichen Angriffe hingen auch damit zusammen, dass er bis in die späten 1980er Jahre dem ukrainischen Nationalismus grundsätzlich unkritisch gegenüberstand und als Mitglied der ukrainischen Diaspora wahrgenommen wurde, die die Geschichte des Holocaust ignorierte und die Kollaboration der OUN und UPA leugnete.

Himkas Monografie fasst seine bisher veröffentlichten Beiträge zusammen und verbindet sie mit Forschungsergebnissen anderer wichtiger Publikationen. Sie erklärt sachlich und verständlich, wie ukrainische Nationalisten im Zweiten Weltkrieg Juden verfolgten und ermordeten. Sie richtet sich in erster Linie an Personen in der Ukraine und der ukrainischen Diaspora, die die Beteiligung ukrainischer Nationalisten am Holocaust bis heute leugnen. Da zu dieser Gruppe auch einflussreiche ukrainische Historiker und Historikerinnen zählen, versucht Himka, »ausgewogen« zu argumentieren und seine Kritik nicht gegen sie zu richten. Dadurch werden aber einige Sachverhalte relativiert und andere nicht scharf genug dargestellt.

Himkas Monografie besteht aus sieben Kapiteln und einer Zusammenfassung. Die Kapitel eins und zwei, in denen die Historiografie und Quellen besprochen werden, sind knapp 100 Seiten lang und machen ein Viertel des Gesamttextes aus. Der Autor erklärt sehr ausführlich und eingehend, auf welche Quellen er sich stützt, wie er mit ihnen umgeht, wie sie entstanden sind und welche Informationen man ihnen entnehmen kann. Diese Vorgehensweise ist wichtig, um auf die Bedeutung der Zeugnisse der Überlebenden und Publikationen jüdischer Historiker, die den Holocaust in der Westukraine überlebt hatten, hinzuweisen. Hierzu zählen etwa Philip Friedman, Eliyahu Yones oder Shmuel Spector. Zudem ist dieses Prozedere wichtig, um zu erklären, in welchem Zusammenhang die Akten deutscher Besatzer mit anderen

Dokumentensorten stehen und wie ukrainische Nationalisten bereits im Krieg ihre Beteiligung am Holocaust verschleierten. Leider ist dieser Abschnitt des Buches nicht durchgehend kritisch geschrieben. So bestreitet Himka beispielsweise, dass Stepan Bandera Ende 1941 aus der Gestapo-Haft heraus eine Anweisung an die OUN weitergab, die Beziehungen mit den deutschen Besatzern zu verbessern (S. 71, Fn. 171).

Im dritten Kapitel stellt Himka die Entstehung und Ideologie der OUN dar und zeigt, welchen Einfluss Religion, Rassismus, Faschismus und Geopolitik auf ukrainische Nationalisten hatten. Bei der Besprechung des Faschismus stellt er Alexander Motyls und Oleksandr Zaitsevs Konzept des »integralen Nationalismus« der Verortung der OUN als faschistische Bewegung gegenüber, ohne die Mängel des Konzepts des »integralen Nationalismus« deutlich zu machen. Dieses Konzept sah die OUN nicht als faschistische Bewegung an, weil sie keinen Staat wie die Ustascha oder die Hlinka-Partei verwaltet habe.

Das vierte Kapitel ist der sowjetischen Besatzung der Westukraine vom September 1939 bis Juni 1941 gewidmet. Himka erklärt einleuchtend und überzeugend, was in dieser Zeit in der Ukraine passierte und in welcher Weise die OUN den Vormarsch der deutschen Wehrmacht und die Mordaktionen der SS unterstützte, wobei die Vorbereitungen der OUN auf die Operation Barbarossa und die Konzeptualisierung der »Ukrainischen Nationalen Revolution« etwas kurz ausfallen. Im Kapitel fünf analysiert der Autor die antijüdischen Pogrome im Sommer 1941, die dank Kai Struves Monografie der wohl am besten erforschte Aspekt der antijüdischen Gewalt der OUN sind. Im sechsten Kapitel geht er auf die Frage der Verbindungen der OUN zur ukrainischen Polizei ein. Er belegt, dass die OUN ihre Mitglieder gezielt zur Polizei schickte und sich dadurch aktiv an der Ermordung der Juden in Ostgalizien und Wolhynien beteiligte. Im letzten Kapitel untersucht Himka, wie die Ende 1942 von der OUN aufgestellte UPA Juden und Polen vernichtete und wie sie Juden in eigenen Zwangsarbeitslagern ausbeutete.

Die insgesamt lesenswerte und gut belegte Monografie hat drei Schwächen. Erstens arbeitet Himka ähnlich wie Struve nicht nur mit Archivquellen, sondern auch mit Dokumenteneditionen, die nur bestimmte Archivquellen abgedruckt haben. Zweitens misst er dem Faschismus zu wenig Bedeutung bei und zeigt nicht, wie die OUN den ukrainischen Faschismus konzipierte, der die genozidalen Ziele der Bewegung vorgab. Drittens werden die Leserinnen und Leser nicht explizit darüber informiert, dass ukrainische Nationalisten, ukrainische Verwaltungsmitarbeiter und gewöhnliche Ukrainer die deutschen Besatzer bei der Ermordung von etwa 800.000 westukrainischen Juden unterstützten und dass dieser Aspekt des Holocaust ein wesentlicher Bestandteil der ukrainischen Geschichte ist. Abgesehen davon handelt es sich um eine wichtige Publikation, die vor allem in der Ukraine zu einem Standardwerk über das Verhalten ukrainischer Nationalisten im Holocaust werden sollte.

Grzegorz Rossoliński-Liebe
Berlin

Tabuisierte Kriegsvergewaltigungen



Andrea Pető

Das Unsagbare erzählen. Sexuelle Gewalt in Ungarn im Zweiten Weltkrieg

Aus dem Ungarischen von Krisztina Kovács
Göttingen: Wallstein Verlag, 2021, 240 S.,
€ 26,–

Bereits im 1975 erschienenen Standardwerk der Frauenbewegung *Against Our Will: Men, Women and Rape* konstatierte die Journalistin Susan Brownmiller: »[R]ape [...] is nothing more or less than a conscious process of intimidation by which *all men* keep *all women* in a state of fear«.¹ Brownmiller verwies damit auf das von Männern gegenüber Frauen ausgeübte Machtmittel sexueller Gewalt. Wie sich dieses Machtmittel im Kontext des Zweiten Weltkrieges beziehungsweise der doppelten Besatzung in Ungarn 1944/45, zunächst durch die deutschen, dann durch die sowjetischen Truppen, auswirkte, hat Andrea Pető untersucht. Sie erzählt damit, unter Bezugnahme etwa auf Brownmiller, das »Unsagbare« und leistet so einen Beitrag zur Enttabuisierung des Sprechens wie auch zur historiografischen Forschung über sexuelle respektive sexualisierte Gewalt in Ungarn.

Wie der Titel deutlich macht, geht es Pető nicht nur um die Geschichte der massenweisen sexuellen Übergriffe insbesondere durch »Rotarmisten« auf ungarische Frauen, ihre Begleiterscheinungen und zahlreichen Folgen – etwa Schwangerschaften, Krankheiten oder Traumata –, sondern sie will vor allem den Opfern der Kriegsvergewaltigungen nach ihrem langen (Ver-)Schweigen endlich zu einer hörbaren Stimme verhelfen. Das schließt eine Analyse der offiziellen Erinnerungspolitik und des jahrzehntelangen Verdrängens dieses Themas in Ungarn ein. Dementsprechend gliedert Pető ihre Studie in zwei Teile: In je zwei Kapiteln arbeitet sie zum einen die »Geschichte der Geschichtsschreibung« sowie die Typologie und Ursachen der Kriegsvergewaltigungen heraus, zum anderen untersucht sie deren in Ungarn mehrheitlich unterdrücktes und von Kontroversen geprägtes Gedächtnis nach 1945.

Bei der Bearbeitung ihres Forschungsfeldes sieht sich Pető, die selbst zu dessen Etablierung wesentlich beigetragen hat, dem Problem der fehlenden, nur lückenhaft zu interpretierenden sowie ideologisch tendenziösen, oftmals weiterhin in osteuropäischen Militärarchiven unter Verschluss gehaltenen Quellen gegenüber. Die Tatsache, dass

weder Täter noch Opfer der Massenvergewaltigungen, aus jeweils differierenden Gründen, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges über ihre Erfahrungen berichten wollten, hat hierzu maßgeblich beigetragen. Trotz der Quellenproblematik – oder vielleicht auch gerade deshalb – verweist Pető eindringlich darauf, wie wichtig die (verschwiegenen) Erzählungen der Betroffenen und ihre Anerkennung im öffentlichen Diskurs sind. Nur auf diese Weise können die »Opfer [...] die erlebte Gewalt mit Würde [...] verarbeiten« (S. 27). Letztlich stützt sich die Studie größtenteils auf einzelne archivalische Funde, Editionen, publizierte Erinnerungen und Online-Veröffentlichungen.

In ihrem Anliegen, die »ungarischen Ergebnisse im Spiegel der internationalen Forschung« (S. 26) zu zeigen und damit auch den Blick über die Geschichte der Kriegsvergewaltigungen in Ungarn hinaus zu weiten, schildert Pető zum Teil die Entwicklungen in anderen Ländern, beispielsweise in Deutschland, Frankreich oder Polen. Um das Ausmaß der sexuellen Gewalt einzuordnen, die bei Kriegsende und in der Besatzungszeit an deutschen Frauen verübt wurde, und die Aufarbeitung dieses auch für die deutsche Gesellschaft schwierigen Themas nachzuzeichnen, zieht sie sowohl den autobiografischen Bestseller Marta Hillers', die als Anonyma ihr Schicksal in Berlin 1945 schilderte, als auch Miriam Gebhardts Studie *Als die Soldaten kamen* heran.² Erwähnung finden zudem anknüpfende Fragestellungen, wie jene nach der Erinnerung an die »Trostfrauen« des japanischen Militärs im Zweiten Weltkrieg oder den Massenvergewaltigungen im Zuge der Jugoslawienkriege in den 1990er Jahren.

Auf diese Weise muss die Autorin zu einer gemischten Bilanz der sexuellen/sexualisierten Gewalt in Ungarn 1944/45 gelangen: Auf der einen Seite zeitigten die »von den Sowjets [...] verübten Vergewaltigungen« zwar eine »enorme psychische Wirkung« (S. 213), die Bestrafung der Täter ebenso wie die Entschädigung der Opfer blieben jedoch in Ungarn aus, und die Geschehnisse wurden auf nationaler, institutioneller sowie persönlicher Ebene hartnäckig verschwiegen. Daran hat auch der Umbruch 1989/90 nicht wesentlich etwas ändern können. Auf der anderen Seite sind die Kriegsvergewaltigungen – deren Erforschung in »den letzten Jahrzehnten« regelrecht »trendete« (S. 214) – stets als Machtmittel zu deuten, das letzten Endes die Opferrolle der Frauen nicht nur bedingte, sondern kontinuierlich fortschrieb. Ausgehend hiervon bleibt festzuhalten, dass Pető mit ihrer Studie ein wichtiges Forschungsthema behandelt und dieses nennenswert bereichert hat. Bisweilen jedoch ist ihrer Argumentation aufgrund der (zu) zahlreichen inhaltlichen Stränge und theoretischen Ansätze nur schwer zu folgen.

Mirjam Schnorr
Fritz Bauer Institut

¹ Susan Brownmiller, *Against Our Will: Men, Women and Rape*, New York 1975, S. 15.

² Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, Frankfurt am Main 2003; Miriam Gebhardt, *Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs*, München 2015.

Der Krieg und der globale Süden



Dan Diner

Ein anderer Krieg. Das jüdische Palästina und der Zweite Weltkrieg, 1935–1942

München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2021, 346 S., € 34,–

Dan Diners neues Buch bietet nicht, wie es der Klappentext und die Einleitung versprechen, einen Blick vom globalen Süden auf den Zweiten Weltkrieg. Der Band bietet aber einen Blick auf den Zweiten Weltkrieg, der, anders als ein Großteil der deutschsprachigen Forschung, den globalen Süden mit einschließt. Es knüpft damit an eine Entwicklung an, die vor allem im englischsprachigen Raum seit einigen Jahren als »colonial turn« für wichtige neue Impulse in der Holocaustforschung gesorgt hat.

Auch über das »jüdische Palästina« im Zweiten Weltkrieg erfährt man nur wenig. Diners knappe Ausführungen über die Debatten innerhalb der zionistischen Führung, über die existenzielle Bedrohung durch die heranrückende deutsche Armee oder über Reaktionen auf die Nachrichten vom Massenmord an den Juden sind ein wichtiger Beitrag für den öffentlichen Diskurs über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust, enthalten jedoch für das Fachpublikum nicht viel Neues.

Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf das jüdische Palästina sind aber auch nicht das eigentliche Thema des Buches. Stattdessen wird Palästina als Schnittpunkt geopolitischer Räume und als neuralgische Stelle innerhalb des Britischen Empire vorgestellt. Und damit sind auch die methodischen Prämissen der Studie genannt. Über weite Strecken handelt es sich um eine Politik- und Militärgeschichte, bei der die Frage nach strategischen und geopolitischen Interessen im Mittelpunkt steht. Die Perspektive richtet sich dabei zumeist von Großbritannien, also vom Inbegriff des globalen Nordens, auf dessen Peripherie, auf das Britische Empire und den globalen Süden. Der Blick auf den Zweiten Weltkrieg wird dadurch erweitert, nicht jedoch grundlegend verändert. Die Studie bleibt auch in dieser Hinsicht eher traditionellen Mustern verpflichtet.

Die Erweiterung des Blickes auf den globalen Süden, und insbesondere auf den Nahen Osten, bringt aber allein schon wichtige Erkenntnisse, die weit über die banale Feststellung hinausgehen, dass der Zweite Weltkrieg nicht nur in Europa stattgefunden hat. Diner sieht hier zwei verschiedene Kriege sich überlagern: den »zum Weltkrieg sich ausweitende[n] europäische[n] Krieg«, der im Kern ein Vernichtungskrieg des nationalsozialistischen Deutschlands gegen die Juden war, und den »jüdisch-arabisch-britische[n] Krieg in und

um Palästina« (S. 8). Unausgesprochen wird dabei deutlich, dass dieser zweite Krieg im Kontext einer weit umfangreicheren Auseinandersetzung um die Zukunft der kolonialen Ordnung stand. Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass es der britischen Kriegsführung keineswegs nur um die Niederwerfung des Nationalsozialismus ging, sondern auch um den Erhalt des eigenen Kolonialreichs.

Für Diner stellt Palästina den Ort dar, an dem sich diese beiden Kriege am deutlichsten miteinander verwoben. Die Abkehr der Briten von der Balfour-Deklaration im Weißbuch von 1939 war demnach nicht zuletzt eine Reaktion auf die »Internationalisierung der Palästina-Frage« (S. 118) durch die arabische Seite. Generell macht Diner deutlich, dass den Briten aufgrund sowohl eigener imperialer Interessen als auch strategischer Überlegungen in Bezug auf den Krieg mit Deutschland das Wohlwollen der arabisch-muslimischen Seite wichtiger war als das der Juden. Gleichzeitig stellte Palästina einen wichtigen Knotenpunkt für das Empire dar: In Haifa endeten zwei Ölpipelines, die für die Versorgung der britischen Mittelmeerflotte essentiell waren. Dies war einer der Gründe, weshalb Haifa und Tel Aviv zum Ziel italienischer und deutscher Luftangriffe wurden.

Dass Palästina bei einem anderen Verlauf des Krieges durchaus hätte von Deutschland erobert werden können und dessen jüdischer Bevölkerung damit die Vernichtung gedroht hätte, ist keine neue Erkenntnis. Entscheidend für Diner ist aber, dass der deutsche Vormarsch in Nordafrika nicht gestoppt worden ist, um den Jischuw und die Juden Palästinas zu retten. Vielmehr war dies, wie es der zionistische Politiker Yaakov Zerubavel im Januar 1945 formulierte, »reiner Zufall«. Dadurch, dass es nicht der Jischuw selbst war, der das Überleben der Juden in Palästina gesichert hat, sondern der glückliche Ausgang eines ihm äußerlichen Ereignisses, war, so Diner, »ein Grundpfeiler eigenen Selbstverständnisses beschädigt worden« (S. 283). Dies erklärt für Diner auch, dass die existenzielle Bedrohung des Jischuw aus dem kollektiven Gedächtnis Israels weitgehend verdrängt worden ist.

Die komplexe Überlagerung des europäischen mit dem palästinensischen und dem antikolonialen Krieg bedingt für Diner eine »Gegenläufigkeit der Gedächtnisse«. So beschreibt er, wie Elemente der Erinnerung an die Kollaboration mit Deutschland oder Japan in die postkolonialen nationalen Identitätsdiskurse in Indien aufgenommen wurden. Wie einflussreich oder nachhaltig diese Erinnerungen waren, bleibt allerdings dahingestellt. Von Diner werden sie selbst konterkariert, wenn er Momente jüdisch-arabischer Solidarisierung gegen den Faschismus, etwa bei der Bombardierung Palästinas oder in der deutschen Kriegsgefangenschaft, beschreibt. Vielleicht ist es auch Aufgabe der Geschichtswissenschaft, solche Momente als Grundlage für eine multiperspektivische Erinnerung ins Bewusstsein zu heben.

Stefan Vogt
Frankfurt am Main

Fahnenflucht in der Wehrmacht



Stefan Kurt Treiber

Helden oder Feiglinge? Deserteure der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg

Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2021, 343 S., € 43,–

Die meisten Studien zu den Deserteuren der Wehrmacht gehen auf die 1980er und 1990er

Jahre zurück und waren, wie Stefan Treiber in seiner materialreichen und gut lesbaren Studie zu Recht betont, auch mit den Impulsen der Friedensbewegung der 1980er Jahre verknüpft. Treiber hebt hervor, dass die meisten Studien sich auf die Gerichtsakten weniger ausgewählter Kriegsgerichte stützen und damit die Besonderheiten und Zufälligkeiten der in deren Befehlsbereich erfassten Deserteure und der jeweiligen Überlieferungssituation widerspiegeln. Belastbare Aussagen etwa über den zeitlichen Verlauf und das Sozialprofil der Deserteure insgesamt ließen sich so nicht treffen.

Treiber geht deshalb anders vor. Aus insgesamt knapp 19.000 erhaltenen Akten der Wehrmachtsjustiz zum Delikt »Fahnenflucht« hat er 999 Verfahrensakten identifiziert, die sich eindeutig dem Heer zuordnen lassen und zudem Einheiten, die ganz oder überwiegend von 1941 bis 1945 an der Ostfront gegen die Sowjetunion kämpften. Auf diese Weise gelingt es ihm, in höherem Maße verallgemeinerbare Aussagen zu wichtigen quantitativen Aspekten der Fahnenflucht zu machen. Dieser Vorteil wird allerdings erkaufte mit einer Unschärfe, die der Verfasser nur ansatzweise reflektiert. Denn die Gerichtsakten sind »Herrschaftsdokumente« (S. 52), die über die Person des Fahnenflüchtigen nur aus der Perspektive des militärjustiziellen Apparates Auskunft geben. Gerade über die Motive zur Fahnenflucht und die weitere Biografie des Deserteurs können sie kaum etwas mitteilen, da das Kriegsgericht hieran kein vertieftes Interesse hatte und da nur in 139 der ausgewerteten Akten Gerichtsurteile vorliegen, der Deserteur in der Masse der untersuchten Fälle also weiterhin flüchtig war.

In Teilen entbehrlich ist ein weit ausgreifender Rückblick auf die Entwicklung des Militärstrafrechts seit dem Ersten Weltkrieg und die Neuordnung des Militärstrafrechts im »Dritten Reich«. Wichtig ist allerdings ein Abschnitt, in dem sich Treiber kritisch mit Fritz Wüllners Berechnung des Umfangs der Desertion und der bis Kriegsende von der Militärjustiz abgeurteilten Fahnenflüchtigen auseinandersetzt. Hier bringt er bedenkenswerte Argumente dafür vor, die von Wüllner kalkulierten Schätzzahlen nach unten zu korrigieren. Nach seiner Revision fällt das Ergebnis allerdings

nicht grundlegend anders aus. Wüllner hatte – ohne die Gerichte der Waffen-SS – eine Zahl von 34.000 verurteilten Fahnenflüchtigen geschätzt. Treiber schätzt bis zum Jahresende 1944 deren Zahl auf 26.479. Die Differenz wäre noch geringer ausgefallen, wenn Treiber nicht jegliche Beschäftigung mit dem Phänomen der Fahnenflucht von Januar bis Mai 1945 als »unseriös« (S. 122) ablehnen würde. Die Gründe dafür können nicht überzeugen. Zwar ist die Quantifizierung des Phänomens der Fahnenflucht für die letzten vier Kriegsmomente mit großen Unsicherheiten behaftet, aber es kann keine Rede davon sein, dass sich der »Begriff der Fahnenflucht« in dieser Zeit auch »inhaltlich« völlig auflöste (S. 47). Selbstredend gab es auch in den letzten Kriegsmomente Soldaten – und zwar in steigender Zahl, darauf deuten alle vorliegenden Studien hin –, die sich dem Militärdienst »dauerhaft«, also bis zum Kriegsende, entziehen wollten. Und es gab durchaus Möglichkeiten, sich im rückwärtigen Heeresgebiet über mehrere Wochen oder gar Monate zu verstecken oder als Versprengter auszugeben.

So ist die Studie vor allem im Hinblick auf die auf breiterer Grundlage erhobenen Daten zum militärischen und sozialen Profil der Fahnenflüchtigen aussagekräftig. Treiber kommt zu dem Ergebnis, dass Fahnenflüchtige im Schnitt unter 25 Jahre alt und ledig waren und dass Katholiken stark überrepräsentiert waren. Aber nicht alle diese Daten sind zuverlässig. Treiber behauptet, dass 90 Prozent der Fahnenflüchtigen der »Arbeiterklasse« zuzurechnen seien, was sich in etwa mit der Verteilung der Bildungsabschlüsse junger Männer decke und damit dem Durchschnitt der Berufstätigen entspreche (S. 168). Aber bestenfalls ein Drittel aller Berufstätigen im »Dritten Reich« gehörten der Arbeiterschaft an. Auch die Ausführungen zu den im engeren Sinne militärjustiziellen Aspekten einer Fahnenflucht bieten interessante, da auf breiterer Grundlage stehende Ergebnisse. So wurden in dem von Treiber untersuchten Sample nur etwa 50 Prozent der Todesurteile vollstreckt.

Das Urteil über das Buch fällt insgesamt zwiespältig aus. Die Studie von Stefan Kurt Treiber bietet in mancherlei Hinsicht neue, wichtige Befunde, da sie auf einem breit angelegten Sample basiert. Aber manche Unsicherheit in der Datenauswertung und die letztlich mangelnde Aussagekraft der militärgerichtlichen Akten, welche die hauptsächliche Quellengrundlage bilden, begrenzen den Erkenntnisgewinn. Zudem geht Treiber von der falschen Dichotomie aus, der zufolge die Deserteure entweder »Helden oder Feiglinge« waren. Diese Gegenüberstellung war für die Debatten der 1980er Jahre maßgeblich. Die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte, die der Verfasser nicht immer überzeugend referiert, hat längst ein realistischeres, von Grautönen und Nuancen bestimmtes Bild gezeichnet.

Benjamin Ziemann
Sheffield

Im Sonderkommando



Filip Müller

Sonderbehandlung.

*Meine Jahre in den Krematorien
und Gaskammern von Auschwitz*

Bearbeitete Neuauflage

Darmstadt: wbg Theiss, 2022, 320 S., € 28,—

Der im Jahr 1922 im slowakischen Sered geborene Filip Müller hat gegen jede Wahrscheinlichkeit fast zwei Jahre im Sonderkommando des Lagers Auschwitz überlebt und später Worte gefunden, um zu beschreiben, was er gesehen und erfahren hat. Sein Zeugnis ist in mehrfacher Hinsicht einmalig. Das Sprechen wurde den Überlebenden schwer gemacht. Als die Arbeitssklaven des Massenmords und dessen unmittelbare Zeugen lösten sie schon immer heftige Reaktionen aus. Selbst ehemalige Auschwitz-Häftlinge reagierten zum Teil mit Abscheu und Kollaborationsvorwürfen; später versuchten Holocaust-Leugner und andere Antisemiten diese wichtigen Zeugen in Verruf zu bringen. Müller hat sich in den späten 1970er Jahren aufgrund der Angriffe gegen ihn aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, aber bis dahin hat er nicht geschwiegen. Erste Berichte von ihm stammen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, mehrfach legte er vor polnischen und deutschen Gerichten Zeugnis ab. Anlässlich seines hundertsten Geburtstags wurde sein 1979 erstmals auf Deutsch erschienener Bericht nun neu aufgelegt, mit einem Vor- und Nachwort sowie mit einigen Fotos und Grafiken versehen.

Filip Müller beginnt seine überwiegend chronologische Erzählung mit den Umständen, die ihn im Frühjahr 1942 ins Sonderkommando im Stammlager von Auschwitz gebracht haben, und beendet sie mit seiner Befreiung. Es gibt kein Vorher oder Nachher. Aus der Perspektive des zunächst vom Entsetzen betäubten jungen Häftlings werden die Leserinnen und Leser in die Welt der Gaskammern, Erschießungsplätze, Leichengruben und Krematorien eingeführt. Müller hat in dieser Welt beinahe alles gesehen: die Vorgänge im »Alten Krematorium« im Stammlager, die großen »Aktionen« in Birkenau wie die Vernichtung des Theresienstädter Familienlagers, des »Zigeunerlagers« und die Ermordung von Hunderttausenden ungarischer Jüdinnen und Juden. Er beschreibt den Massenmord als Arbeit, als dreckige, blutige, schweißtreibende und erschöpfende physische Tätigkeit. Er charakterisiert die SS-Leute und Kapos, die über das Leben und Sterben der Sonderkommandohäftlinge gebieten, und beobachtet seine Mithäftlinge, die verzweiferten, abgestumpften, hoffnungslosen, zum Teil verrohten Angehörigen der Sonderkommandos. Müller beschreibt, was fast niemand sonst beschreiben konnte: die letzten Lebensminuten zahlloser

Menschen. Aus dem nicht abreißen Strom der Transporte ragen in seiner Erinnerung jene hervor, die ahnten oder bereits wussten, was ihnen bevorstand. Ohnmächtig beobachtet Müller ihre Reaktionen, ihre Versuche, das Unabwendbare durch kleine Verzögerungen hinauszuschieben, ihre Kinder zu schützen, sich voneinander zu verabschieden. Immer wieder kommt er auf die Frage zu sprechen, was ihn am Leben hielt; die Verpflichtung zur Zeugenschaft war ein wichtiges Motiv.

Das Problematische an der Neuauflage ist der Verzicht auf eine kritische Kommentierung der Entstehungsgeschichte des Textes. Andreas Kilian, ein hervorragender Kenner der Materie und Freund Müllers, beschreibt im Nachwort dessen zehnjährige Arbeit an seinem Bericht und die mehrjährige Be- und Überarbeitung der deutschen Fassung mit Hilfe von Helmut Freitag, einem Vertrauten. Kilian erwähnt zwar, dass Freitag Müllers Text dabei »emotional entschärft« (S. 271) habe, ansonsten bleibt jedoch dessen Einfluss unklar. Insbesondere wird nicht angesprochen, dass Müllers Text in manchen Teilen nicht auf seiner Augenzeugenschaft beruht. Müller gehörte im Frühjahr 1942 einige Wochen dem Sonderkommando in Auschwitz I an, bis es ihm durch Bestechung gelang, sich dieser Arbeit zu entziehen. Fast ein Jahr verbrachte er dann in verschiedenen Arbeitskommandos, bis er erneut ins Sonderkommando gezwungen wurde – dieses Mal bei den neuerrichteten Tötungsanlagen in Birkenau. Das Nachwort berichtet über diese Lagergeschichte Müllers, ohne sie in Bezug zu seinem Text zu setzen.

Müller beschreibt also, zum Teil in der Ich-Form, einige Vorgänge, die er nicht selbst gesehen oder erlebt hat – eine Vorgehensweise, für die es Gründe gab und die in der frühen Zeugnisliteratur nicht ohne Beispiel war.¹ Er schreibt für das Kollektiv der Sonderkommando-Häftlinge und bezeugt daher auch Ereignisse, die er von Mithäftlingen gehört hat, denen er vertraute und die fast sämtlich ermordet wurden. Die Vorstellung einer individuellen und nur als solche auch glaubwürdigen Zeugenschaft war unter denen, die als Überlebende einer fast ausgelöschten Minderheit sprachen, zunächst keineswegs selbstverständlich. In den 1970er Jahren mögen Müller und Freitag zudem eine eingängige Form für den Text gesucht haben. Später wurde aus Rücksicht auf die Angriffe auf Müller nicht auf die aus quellenkritischer Perspektive unklaren Punkte seines Berichts eingegangen. Eine Wertschätzung von Müllers Zeugenschaft und ihrer enormen Bedeutung sollte heute allerdings vereinbar sein mit einer Rekonstruktion ihrer Entstehungsgeschichte.

Katharina Stengel
Fritz Bauer Institut

¹ Vgl. Ota Kraus, Erich Kulka, *Die Todesfabrik*, Berlin 1958, S. 130–134. Das 1946 erstmals auf Tschechoslowakisch erschienene Buch, das sich in vielen Teilen als kollektives Zeugnis lesen lässt, enthält den ersten Bericht von Filip Müller, einem der wenigen, die darin namentlich gekennzeichnet sind.

Das Master-Narrativ zu Theresienstadt ausgehebelt?



Anna Hájková

The Last Ghetto. An Everyday History of Theresienstadt

New York: Oxford University Press, 2020, 364 S., £ 22,99

Anna Hájková ist seit 2001 als Theresienstadt-Forscherin mit wichtigen Aufsätzen hervorgetreten; von 2006 bis 2008 war sie Mitherausgeberin der tschechischen Ausgabe der »Theresienstädter Studien und Dokumente«. Im Jahr 2013 wurde sie mit der Arbeit *The Prisoner*

Society in Terezín Ghetto, 1941–1945 an der University of Toronto promoviert. Die 2020 vorgelegte Publikation *The Last Ghetto* dürfte im Kern eine überarbeitete Fassung dieser Dissertationschrift sein.

Nicht ohne Stolz vermerkt Hájková zu ihrer Alltagsgeschichte von Theresienstadt, sie basiere auf der Recherche »in seventy-six public und twenty-three private archives from ten countries und three continents, written in nine languages« (S. 13). Und in der Tat, die präsentierte Menge an bisher unbekanntem Material aus selbstgeführten Interviews und Interviewsammlungen mit ehemaligen Häftlingen, Familienarchiven, Aussagen in Prozessen ist frappierend. Hájková versteht ihre Arbeit als »a history of society in extremis« (S. 242). In einem Interview sagt sie: »Mein Anliegen war, mich gründlich mit der Geschichte der Häftlingsgesellschaft auseinanderzusetzen – ohne sentimentale Erwartungen und ohne Blick von der Täterseite her. [...] Ich wollte in erster Linie eine Studie über Menschen in einer Extremsituation schreiben, und erst in zweiter Linie eine Geschichte Theresien-

Anzeige

Einsicht 2021
*Bulletin des
Fritz Bauer Instituts*

Fritz Bauer Institut
*Geschichte und Wirkung
des Holocaust*

Hier könnte Ihre
Anzeige stehen!

Formate und Preise

Doppelseite	460 x 295 mm + Beschnitt	1.190,–
Umschlagseite U4	230 x 295 mm + Beschnitt	990,–
Umschlagseite U2 / U3	230 x 295 mm + Beschnitt	890,–
Ganzseitige Anzeige	230 x 295 mm + Beschnitt	720,–
1/2-seitige Anzeige vertikal	93 x 217 mm	420,–
1/2-seitige Anzeige horizontal	192 x 105,5 mm	420,–
1/4-seitige Anzeige vertikal	93 x 105,5 mm	290,–

Auflage: 4.200 Exemplare, Preise in Euro, zuzügl. gesetzl. MwSt.

Kontakt: Tel.: 069.798 322-40, anzeigen@fritz-bauer-institut.de

Fritz Bauer Institut
*Geschichte und Wirkung
des Holocaust*

Land ohne Quislinge?
*Kooperation und Kollaboration im
deutsch besetzten Polen 1939–1944*

Geheime Mächte
Antisemitismus und Verschwörungsmythen

stadts.«¹ Methodisch verortet sich Hájková in der Mikro- und Alltagsgeschichte, wobei sie diesen Ansatz im einführenden Kapitel missverständlich erläutert (S. 12). Die Annahme, die möglichst detaillierte Analyse kleiner Ereignisse zeitige schon genügend Aussagekraft für die in Frage stehende Gesellschaft, verführt Hájková dazu, weder eine Chronologie noch eine soziologische Übersicht zu Theresienstadt zu liefern; zum Beispiel hinsichtlich der ankommenden Juden aus Deutschland (Altersstruktur circa 70 Jahre) und Österreich ab Sommer 1942, der völligen Überlastung des Ghettos (Mai 1942: 12.986, November 1942: 45.312 Personen) angesichts massiver Transporte und trotz hoher Sterblichkeit in den Vormonaten. Das Fehlen eines solchen Rahmens überschattet alle inhaltlichen Kapitel (Administration; Ungleichheit; Ernährung; Gesundheitswesen; Kultur; Transporte in den Osten). Die Leserinnen und Leser sehen sich mit vielen – auch zeitlich durchmischten – Detailgeschichten konfrontiert, ohne die Möglichkeit zu bekommen, diese in irgendeiner Weise einordnen zu können. Hinzu kommt, dass das Register ungenau erstellt ist (Alice Herz Sommer ist viermal verzeichnet; bei Viktor Ullmann zum Beispiel fehlen die Seiten 175, 192; etc.) und dass Angaben aus den Fußnoten bis auf minimale Ausnahmen im Register nicht aufgegriffen und näher ausgeführt werden, was aber oft nötig wäre, um die Quellen mit dem Haupttext verbinden zu können und verstehbar zu machen.

Für Hájková wirft Theresienstadt »light on broader issues of ethnicity, stratification, gender and the political dimension of the actions of ›little people‹« (S. 239). So steht im Zentrum ihrer Darstellung die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Herkunftsn, vor allem zur tschechischen und deutschen, wobei sie die Besserstellung und Privilegierung der jungen tschechischen Juden für die Theresienstadt-Historiografie breit herausarbeitet – von der SS war die Garnisonstadt den (mit ihrer ganzen Familie und in Freundschaftsgruppen ankommenden) Angehörigen des böhmisch-mährischen Judentums als »Endlager« versprochen worden; sie waren es auch, die es aufgebaut haben. Auf die Ambivalenz, die der »Kollision« zweier soziologisch so unterschiedlicher Gruppen angesichts der vorhandenen Ressourcen innewohnt, geht die Autorin kaum ein. Warum sie weder die sogenannten *Tagesbefehle* (ab April 1944 *Mitteilungen der jüdischen Selbstverwaltung*) – laut H. G. Adler eine der Hauptquellen der Lagergeschichte² – noch das sich dem Ghettoalltag widmende und

Solidarität aufscheinen lassende Buch *Psychologie des Lebens im Konzentrationslager Theresienstadt* (1948) des Leiters der Ghetto-Bibliothek, Emil Utitz, verwendet, bleibt zu hinterfragen. Im Register finden sich unter dem Schlagwort »sexism« unter anderem folgende Einträge: »lack of female artists«; »work of females in kitchens seen as not prestigious« (S. 360). Die Ausführungen dazu sind für Theresienstadt neu, aber besitzen sie für das Ghetto spezifische Aussagekraft?

Wer mit der Theresienstadt-Historiografie vertraut ist, kann guten Nutzen aus Hájkóvas Darstellung ziehen; wer nicht, findet kaum einen strukturierten und nachvollziehbaren Zugang zur Geschichte und zum Alltag des Ghettos. Etwas vollmundig heißt die Einführung »The well-known, poorly understood ghetto«. Mehr als bedenklich aber ist, wenn als Verständnis der Häftlingsgesellschaft zu lesen ist: »Of course, the fact that people died there was caused by German persecution. But who died, how and when was determined by the prisoner society.« (S. 240) Die Häftlingsgesellschaft als Verantwortliche für den Tod ihrer Mitglieder? Kein gelungenes neues Master-Narrativ.

Karl Braun
Marburg

1 »Über Leben in Extremen. Was war die Gesellschaft in Theresienstadt?«, Interview von Svenja Goltermann mit Anna Hájková, in: *Geschichte der Gegenwart*, 21.4.2021, <https://geschichtedergegenwart.ch/ueber-leben-in-extremen-in-theresienstadt-ein-gespraech-mit-anna-hajkova/> (3.5.2022).

2 H. G. Adler, *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, 2. Aufl., Tübingen 1960, S. 829. Dieses Standardwerk wurde ebenfalls nicht herangezogen.

Evakuierungslager Mauthausen



Alexander Prenninger

Das letzte Lager. Evakuierungstransporte und Todesmärsche in der Endphase des KZ-Komplexes Mauthausen

Wien: New Academic Press, 2022, 412 S., € 29,90

Die Auflösung des KZ-Systems am Ende des Zweiten Weltkriegs ist seit einigen Jahren verstärkt in den Blick der historischen Forschung gerückt. Vor diesem Hintergrund geht Alexander Prenninger in seiner Dissertationsschrift der Frage nach, »welche Rolle der KZ-Komplex Mauthausen im Prozess der Auflösung und Evakuierung des nationalsozialistischen Lagersystems als Zielort von Evakuierungstransporten spielte« (S. 15), wobei ihn insbesondere die Faktoren interessieren, die dazu führten, dass »evakuierte Häftlinge [...] gerade nach Mauthausen gebracht wurden« – ob dies etwa mit der geografischen Lage, dem Versuch einer weiteren Ausbeutung der Arbeitskraft der Gefangenen oder im Gegenteil gerade mit der Zuordnung Mauthausens als besonders hartes Lager zur »Stufe III« zusammenhing (S. 17).

Prenninger will Struktur- mit Erfahrungsgeschichte verbinden und an Saul Friedländers Konzept einer »integrierten Geschichte« anknüpfen. Dafür greift er einerseits auf einen reichhaltigen Fundus von Quellen aus internationalen Archiven zurück und bezieht auch die bisher kaum systematisch ausgewerteten Bestände der Arolsen Archives zu den Todesmärschen mit ein. Die zweite Säule seines Materials stellt eine Sammlung von 860 Interviews des »Mauthausen Survivors Documentation Project« dar, die Anfang der 2000er Jahre aufgezeichnet wurden. In ihnen sieht er eine »zentrale Quelle« (S. 20) sowohl zur Rekonstruktion der Ereignisse als auch zur Untersuchung der Wahrnehmungen der Akteure. Allerdings zeigt sich, dass der Schwerpunkt deutlich auf dem ersten Aspekt liegt – zumeist werden mit den Aussagen der Überlebenden, denen viel Raum gegeben wird, Zusammenhänge oder Details »bestätigt« oder »belegt«. Seltener geht es um eine induktive Analyse, die ausgehend von den Erinnerungsberichten zentrale Topoi, Kategorien oder Schwerpunkte von Erfahrungen ehemaliger Häftlinge herausarbeitet.

Prenninger behandelt eine Fülle von »Evakuierungen« in den KZ-Komplex Mauthausen: von der Räumung der Lager im Osten und Westen des deutschen Machtbereiches 1944 bis zur Zeit der »Todesmärsche« im Frühjahr 1945 mit Transporten aus zahlreichen anderen Lagern. Im Anschluss stellt er die Räumung von Mauthausener Außenlagern dar sowie die Todesmärsche von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Besonders bereichernd

ist dabei die Betrachtung bisher wenig beachteter Phänomene wie der Gefangenentransporte im Zusammenhang mit dem Rückzug der Wehrmacht bereits im Jahr 1943, der Auflösung der SS-Baubrigaden oder der Räumung von Haftstätten außerhalb des KZ-Systems. Auch die Rettung von KZ-Häftlingen durch das Internationale Rote Kreuz untersucht Prenninger im Hinblick auf die Verbindungen zum KZ Mauthausen.

Das Buch ist unmittelbar aus der Grundlagenforschung für die Gedenkstätte Mauthausen hervorgegangen. Der Autor legt eine immense Fülle an akribisch recherchierten Details vor, mit denen er jeden Transport in den KZ-Komplex Mauthausen minutiös rekonstruiert. Dabei versucht er, nicht nur Daten und Zahlen, sondern auch die Schicksale verschiedener Opfergruppen und einzelner Häftlinge zu klären. Damit wird die Arbeit zu einer Enzyklopädie der Räumungstransporte im Zusammenhang mit dem KZ Mauthausen. Allerdings ist nicht immer klar, welche Funktion diese Menge an Informationen für die Argumentation Prenningers und die Beantwortung seiner eingangs formulierten Fragestellungen erfüllt.

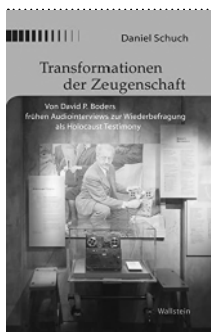
In der knappen Zusammenfassung bündelt Prenninger seine reichhaltigen Ergebnisse. Demnach müsse mit der Betrachtung von Mauthausen der »Blick auf die Endphase des KZ-Systems« zeitlich, räumlich und institutionell ausgeweitet und der Zusammenhang von Militär-, Besatzungs- und KZ-Geschichte intensiver erforscht werden (S. 348). Indem der Autor den Begriff der »Evakuierung« hervor- und von der Bezeichnung »Todesmarsch« abhebt, um zu betonen, dass die Transporte »keine genozidale Funktion hatten«, setzt er sich insbesondere von Daniel Blatman ab, der diese Transporte als »letztes Kapitel des nationalsozialistischen Massenmordes« beschrieben hat.

Die Lager des KZ-Komplexes Mauthausen bezeichnet Prenninger abschließend als »zentrale Evakuierungslager« mit mehreren Funktionen: Sie dienten als Aufnahmelager, als Durchgangsort sowie als »sekundäres Evakuierungslager für Gefangene, die zunächst in andere Lager transportiert worden waren« (S. 352). Auf der Ebene der Erfahrungen hält Prenninger fest, dass die Gefangenen in der Regel mehrfache »Evakuierungen« durchmachen mussten. Neben der großen Diversität der berichteten Erlebnisse erkennt er auch Gemeinsamkeiten – die Transporte werden fast immer als ein »zentrales Ereignis« erinnert, das von großen Unsicherheiten, Desorientierung und Angst geprägt, aber oftmals zugleich auch von Hoffnung begleitet war.

In Bezug auf den erfahrungsgeschichtlichen Ansatz hätten tiefer gehende Analysen dieser Art Prenningers Arbeit noch stärker bereichert. Was die ereignis- und strukturgeschichtliche Darstellung der Evakuierungstransporte in Bezug auf das KZ Mauthausen betrifft, lässt seine verdienstvolle Studie jedoch kaum Fragen offen.

Martin Clemens Winter
Leipzig

Individuelle Geschichten und kollektive Erfahrung



Daniel Schuch

*Transformationen der Zeugenschaft.
Von David P. Boders frühen
Audiointerviews zur Wiederbefragung
als Holocaust Testimony*
Göttingen: Wallstein Verlag, 2021, 371 S.,
€ 36,–

Seit gut zwei Jahrzehnten haben die lange unbeachteten Interviews des US-Psychologen David P. Boder mit Überlebenden der Shoah, die er 1946 in Europa aufgenommen hat, viel Aufmerksamkeit bekommen. Mitunter wurde ihnen wegen der zeitlichen Nähe zu den Verfolgungserfahrungen besondere Authentizität zugeschrieben, zudem gelten sie als erste Audiozeugnisse. In seiner Jenenser Dissertation geht Daniel Schuch den Interviews im besten Sinne auf den Grund. Auf breiter Quellengrundlage rekonstruiert er ihre Entstehung, Boders Erkenntnisinteresse, seine Methoden und die Rezeption seiner Arbeit. Überdies nimmt Schuch die späte Wiederentdeckung Boders in den Blick und untersucht Neubefragungen von Überlebenden, die der Psychologe bereits 1946 interviewt hatte. Anhand von fünf Interviews analysiert Schuch im Detail die »Transformation der Zeugenschaft«, die vor allem auch eine Transformation der Erwartungshaltung an die befragten Überlebenden ist.

Schuch untersucht den Wandel der Zeitzeugenschaft, indem er insbesondere die Kontexte der Befragungen 1946 und in den 2000er Jahren in den Blick nimmt und dabei die ihnen jeweils zugrunde liegenden Vorstellungen sowie Erwartungen freilegt. Ihre Einflüsse auf das (Wieder-)Erzählen arbeitet er anhand der Beispiele präzise heraus. Besonders betont Schuch die Dialogizität, aus der, auch wenn es kein klassischer Dialog ist, letztlich eine »gemeinsame Sinnbildung« (S. 33) entsteht, an der die fragende Person entscheidend beteiligt ist.

Boder wollte, indem er viele Überlebende zu ihren persönlichen Erfahrungen in ihrer eigenen Sprache befragte und sie in ihren Worten erzählen ließ, »den Prozess der Traumatisierung des Individuums untersuchen« (S. 78) und so einen Beitrag zu den Disaster Studies in den USA leisten, in denen Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen die Auswirkungen verschiedener Katastrophen auf Menschen erforschten. Schuch erhellt diesen Hintergrund, ordnet Boders Forschung hier ein und führt so zu einem tieferen Verständnis des Interviewprojekts.

In vier Ländern befragte Boder 1946 an 18 Orten 129 Personen im Alter von 13 bis 78 Jahren. Zu zwei Dritteln waren es Männer, die berichteten, in der Regel in ihrer Muttersprache, was Boder wichtig war. Eindrücklich zeigt Schuch, wie Boders Erkenntnisinteresse mit den Absichten der Überlebenden kollidierte: Boder insistierte auf der Erzählung individueller Geschichten aus persönlicher Perspektive, wozu die Befragten teilweise noch gar nicht in der Lage waren. Sie sahen sich vor allem als Teil einer kollektiven Erfahrung, die sie vermitteln wollten. Überdies zeigt sich Boder als Lernender, der zu Beginn seiner Arbeit im Nachkriegseuropa vieles noch nicht wusste und Nachfragen einwarf. So wie seine Gesprächspartner vielfach um Worte rangen, so mühte Boder sich um ein besseres Verständnis des Geschilderten und wechselte »die Rolle zwischen einem professionellen Interviewer [...] und einem wissbegierigen und gleichzeitig perplexen Zuhörer« (S. 189).

In einem Projekt zu Beginn der 2000er Jahre, dessen Entstehung Schuch kenntnisreich rekonstruiert und einordnet, hat das United States Holocaust Memorial Museum in Washington von den seinerzeit noch lebenden 17 Personen, die Boder befragt hatte, elf erneut interviewt. Schuch schaut sich die bereits herangezogenen fünf Fallbeispiele eingehend an und arbeitet die grundlegenden Unterschiede des Interviewsettings heraus. Hatte Boder es mit frisch traumatisierten und heimatlosen Menschen mit ungewisser Perspektive zu tun, standen in den 2000er Jahren ältere Menschen Rede und Antwort, die gesellschaftlich anerkannt sind und in vielen Fällen als Überlebende schon erzählt haben, sei es für die Survivors of the Shoah Visual History Foundation in den 1990er Jahren oder an Schulen und anderen Bildungseinrichtungen. Wie 1946 war auch Jahrzehnte später das Interview ein »dialogisches Ausagieren von unterschiedlichen Interessen« (S. 333), was Schuch konkret demonstriert. So arbeitet er ein gewandeltes Interesse der Fragenden heraus, denen es mehr um universelle Botschaften vonseiten der Überlebenden sowie um eine Exemplifizierung der im Allgemeinen bekannten Geschichte des Holocaust ging. Die befragten Personen verfolgten hingegen zum Teil ein persönliches Anliegen, nicht an einer Ansprache an ein auf moralische Stärkung bedachtes großes Publikum in aller Welt war ihnen gelegen, sondern an einem Vermächtnis für die eigene Familie. So verweigerten manche die erhoffte moralische Botschaft ganz oder unterliefen den Wunsch, indem sie sich an ihre Familie wandten.

Mit seiner Studie leistet Daniel Schuch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Zeugenschaft des Holocaust. Er kontextualisiert und analysiert nicht allein Boders wichtiges Interviewprojekt, sondern bietet hiervon ausgehend wesentliche Bausteine für eine Geschichte der gesellschaftlichen Erwartungshaltung an Überlebende und ihr Zeugnis.

Markus Roth
Fritz Bauer Institut

Unvereinbarkeit oder Dialog der Erinnerungsdiskurse



Natan Sznaider

Fluchtpunkte der Erinnerung.

Über die Gegenwart von Holocaust und Kolonialismus

Berlin: Hanser Verlag, 2022, 256 S.,
€ 24,–

Im Frühjahr 2020 entbrannte in Deutschland eine Debatte über den Stellenwert von Ho-

locaust und Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis, die wegen Form und Inhalt nicht selten mit dem Historikerstreit von 1986/87 verglichen wird. Dabei geht auch die aktuelle Kontroverse über die Frage der Singularität des Holocaust hinaus und verhandelt verschiedene Positionen zu Rassismus und Antisemitismus im Allgemeinen und zum Staat Israel im Speziellen. Mit seinem neuen Buch hat nun auch der israelische Soziologe Natan Sznaider einen Beitrag zu der aus seiner Sicht allzu stark als »Feuilletonkrieg« (S. 13) geführten Diskussion geleistet. Ziel seines Essays ist es, aufzuschlüsseln, wie es zu der »intellektuellen Starre« (S. 27) der jeweiligen Positionen zu Holocaust und (Post-)Kolonialismus kam, indem er diese wissenssoziologisch nachzeichnet. Auf gut 200 Seiten schneidet Sznaider verschiedene im Zuge dieser Debatte verhandelte Aspekte an, die für sich genommen schon eigene Bücher füllen könnten (und natürlich auch bereits tun): Zionismus und den Vorwurf, Israel sei ein koloniales Projekt, oder Ähnlichkeit und Verschiedenheit von Rassismus und Antisemitismus.

Wie in seinem Buch *Gedächtnisraum Europa* von 2008 folgt Sznaider auch jetzt in neun Kapiteln einflussreichen Figuren jüdischer Denktraditionen, allen voran Karl Mannheim und Hannah Arendt. Hinzu kommen namhafte anti- beziehungsweise postkoloniale Theoretiker (ausschließlich Männer), wobei lediglich Edward Said das Privileg eines eigenen Kapitels eingeräumt wird. Dieses Vorgehen, also das Zu-Wort-kommen-Lassen von jüdischen und antikononialen Stimmen, erinnert an Michael Rothbergs *Multidirektionale Erinnerung* (2009/2021). Beide Werke unterscheiden sich jedoch grundlegend, ja scheinen gegensätzlich konzipiert. Rothberg schrieb 2009 ein Manifest für die Verknüpfbarkeit von Erinnerungsdiskursen und hob deren dialogisches Potential hervor, während Sznaider mehr auf deren Unvereinbarkeit fokussiert. Er verdeutlicht einerseits, wie schwer es in den von ihm skizzierten Kontexten fiel, eine kohärente Identität, sei es als Jude, Deutscher, Franzose oder Araber, anzunehmen. Andererseits zeigt er anhand des Lebens und

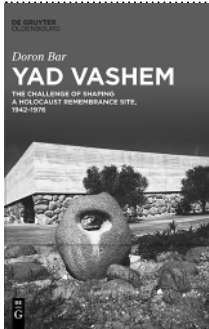
Werks von Albert Memmi die »Unmöglichkeit« »pluraler Identitäten« (S. 120) auf. Lautet damit die zentrale These des Essays, dass universalisierende Bestrebungen unweigerlich an partikularen, oft nicht zu vereinbarenden Erfahrungswelten scheitern? Ja und Nein.

Sznaider möchte zuallererst für die Unterschiedlichkeit von oftmals aus spezifischen Erfahrungen gespeisten Perspektiven sensibilisieren. Doch trotz des Potenzials weniger verhärteter Fronten, das durch die gegenseitige Anerkennung dieser Erfahrungen zustande kommt, scheint er selbst nicht davon überzeugt zu sein, dass ihre völlige Entschärfung möglich ist. So wird im zweiten Teil des Essays deutlich, dass der entscheidende Punkt, an dem sich die beschriebenen Denktraditionen »unüberbrückbar« gegenüberstehen, die Haltung zu Israel ist. Diese wiederum sei abhängig vom jeweiligen Geschichtsverständnis. Die »kolonialistische« (S. 190) Interpretation des Holocaust, die, so Sznaider, im Zuge der »Provinzialisierung« Europas (S. 194) den Holocaust seiner Singularität beraube, sei die Grundlage des neuen Geschichtsnarratives, aus dem sich auch die Forderung nach einer Erneuerung der deutschen Erinnerungskultur ableite. Dieser von ihm als universalisierend, also verallgemeinernd, beschriebene Diskurs, der allen Unterdrückten und Ermordeten gleichermaßen gerecht zu werden versuche, entferne unausweichlich von den jüdischen Opfern des Holocaust – etwas, wogegen Sznaider bereits in vorherigen Büchern argumentierte. Zumindest für diejenigen Leserinnen und Leser, die andere Arbeiten des Autors kennen, wird so recht schnell offenkundig, dass in seinen Augen eine Debatte nur auf der Grundlage der unbedingten Anerkennung der Bedeutung Israels geführt werden kann. Vor diesem Hintergrund trägt Sznaiders Einführung der Kategorien »universell« und »partikular« zwar zu einem erweiterten Verständnis bei, verfestigt die Fronten aber insofern, als er einen neuen Dualismus aufmacht, der mehr die Unversöhnlichkeit verschiedener Diskurse hervorhebt als das Potenzial des Dialogs. Eines Dialogs, der Sznaider zufolge vor allem deshalb endete, weil postkoloniale Aktivistinnen und Denkerinnen zunehmend ihre anfängliche Solidarität mit Israel zurücknahmen und die Juden nicht länger als unterdrückte Minderheit anerkannten.

Die Aufschlüsselung des historisch gewachsenen Konflikts über Gemeinsamkeiten und Unterschiede jüdischer und kolonialer Erfahrungen und die damit verknüpfte Frage, ob der Holocaust und koloniale Verbrechen entlang universeller und partikularer Perspektiven miteinander vergleichbar sind, ist ein spannender Ansatz und sicher eine Ergänzung bisheriger Betrachtungen. Gleichzeitig bleibt der Essay gerade wegen dieses Begriffspaares dem Frontendenken verhaftet, das Sznaider eingangs selbst problematisiert. So hält das Buch neben neuen Blickwinkeln auch eine Enttäuschung insbesondere für diejenigen bereit, die darin auf eine Entschärfung dieser facettenreichen Debatte gehofft hatten.

Katrin Antweiler
Bremen

Die Schichten der Erinnerung



Doron Bar

Yad Vashem. The Challenge of Shaping a Holocaust Remembrance Site, 1942–1976
München: De Gruyter Oldenbourg, 2021,
261 S., € 80,95

Würde man eine durchschnittliche Israelin oder einen durchschnittlichen Israeli nach der Gründungsgeschichte oder dem Gründungsjahr von Yad Vashem, der zentralen Holocaustgedenkstätte Israels, fragen oder auch nach seinem Ort, so Doron Bar, würde kaum jemand diese Fragen beantworten können, und das trotz der Bekanntheit dieses »Tempels« (S. vii) der Holocaust-Erinnerung, der spätestens seit der Eröffnung des neuen historischen Museums im Jahr 2005 zum globalen Referenzpunkt des Holocaust-Gedenkens geworden ist.

Bar, historischer Geograf und Präsident des Schechter Institute of Jewish Studies in Jerusalem, hat es sich in seinem ursprünglich auf Hebräisch verfassten, nun in der Übersetzung von Deena Glickman auf Englisch vorliegenden Buch zur Aufgabe gemacht, diese Fragen zu beantworten und die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Yad Vashems bis in die 1970er Jahre zu rekonstruieren. Folglich fasst das streng chronologisch, schematisch etwas starr angelegte Werk auf rund 250 Seiten die Geschichte der Gedenkstätte auf dem Herzlberg, auch »Berg der Erinnerung« genannt, von den ersten Plänen in den frühen 1940er Jahren bis zur Einweihung von Nathan Rappaports Denkmal für den Warschauer Ghettoaufstand im Januar 1976 zusammen.

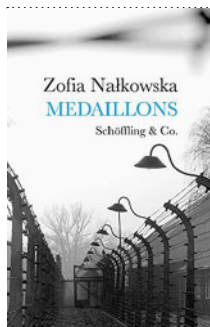
Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel: Das erste betrachtet den Zeitraum von 1942, als erstmals die Idee einer Gedenkstätte für die ermordeten europäischen Juden formuliert wurde, bis zur Staatsgründung Israels 1948. Das darauffolgende Kapitel beleuchtet den Weg zur Verabschiedung des Yad-Vashem-Gesetzes durch die Knesset im Jahr 1953, welches Yad Vashem als nationale »Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust« begründete. Im nächsten Kapitel lotet Bar die internen Diskussionen über Inhalte, Finanzierungsfragen und Veranstaltungen unmittelbar nach der offiziellen Gründung aus. Das vierte Kapitel fokussiert dann auf die organisatorischen, inhaltlichen und gestalterischen Debatten zwischen 1956 und 1961 und endet mit der Einweihung der »Halle der Erinnerung«. Das letzte Kapitel befasst sich mit der Ausgestaltung des »Bergs der Erinnerung« bis 1976 und beschreibt unter anderem die Errichtung des alten historischen Museums, der Synagoge vor Ort, der »Säule des Heldentums« und des Denkmals von Rappaport.

Bar ist es ein zentrales Anliegen, den Blick von den jüngeren, die heutige Wahrnehmung Yad Vashems bestimmenden Einrichtungen, allen voran die neue »Halle der Namen« und das neue Holocaust-Museum (2005), wegzulenken. Er möchte vielmehr die älteren historischen »Schichten« des »Bergs der Erinnerung« freilegen. Denn – so könnte man Bars These des eigentlich thesenarmen Buchs zusammenfassen – Yad Vashem beziehe aus der Tatsache, dass sich der Gedenkkomplex über Jahrzehnte weiterentwickelt hat und erst allmählich zu dem zentralen israelischen Holocaust-Erinnerungsort wurde, der er heute ist, seine eigentliche Wirkungsmacht als »one of the world's most powerful and emotional commemorative sites« (S. 10). Im Unterschied zu anderen Denkmälern oder Gedenkstätten Israels könnten die Besucherinnen und Besucher auf dem Gelände den über viele Jahrzehnte debattierten, zentralen Fragen der inhaltlichen Schwerpunktsetzung einer Holocaust-Gedenkstätte – »rebellion, heroism, extermination, and more« (S. 229) – buchstäblich begegnen. Ganz nebenbei bemerkt: Das »and more« in Bars Auflistung weist auf seine Tendenz hin, oft ins Unkonkrete oder Plattitüdenhafte zu verfallen. So findet sich beispielsweise gleich auf der nächsten Seite der nichtssagende Satz: »History is full of visionaries whose views and ideas led to the founding of states, organizations, and institutions« (S. 230).

Auch wenn man das beinahe enzyklopädisch angelegte Werk durchaus mit Gewinn liest, vor allem, wenn man sich für die komplexen Hintergründe der Ausgestaltung von Gedenkstätten oder die Herausbildung verschiedener Deutungen des Holocaust in Israel interessiert, sticht doch die mangelnde historische, gesellschaftliche und politische Kontextualisierung ins Auge – von internationalen Entwicklungen ganz zu schweigen. So konstatiert Bar zum Eichmann-Prozess (1961), dieser habe trotz seines »far-reaching effect on Israeli society's Holocaust consciousness« (S. 9) keinerlei Einfluss auf die Debatten über die Gestaltung Yad Vashems gehabt. Ähnlich verhält es sich zum Beispiel mit dem Sechstagekrieg und dem Yom-Kippur-Krieg, beides zentrale Referenzpunkte des israelischen Holocaust-Gedenkens. Der Yom-Kippur-Krieg von 1973 findet gar keine Erwähnung, zum Sechstagekrieg von 1967, der ja neue israelische Helden hervorbrachte, stellt Bar fest, die »atmosphere at the time in the State of Israel, after Israel's victory in the Six-Day War« (S. 191) habe die Debatten über die Errichtung der »Säule des Heldentums« im Jahr 1970 nicht beeinflusst. Es fällt schwer, dieser Interpretation einer gleichsam von ihrem Kontext entkoppelten Gedenkstättenplanung und -gestaltung zu folgen. Umso erstaunlicher ist, dass Bar die sich hier aufdrängende Frage – nämlich, wie sich die Entkoppelung plausibel erklären lasse – gar nicht stellt.

Jacob Eder
Berlin

Mit einer Kühle, die notwendig schmerzt



Zofia Nałkowska

Medaillons

Aus dem Polnischen und mit einem
Nachwort von Marta Kijowska
Frankfurt am Main: Schöffing & Co.,
2021, 144 S., € 20,-

Zofia Nałkowska schont ihre Leserinnen und
Leser nicht, gewährt ihnen kein langsames

Herantasten an ihre Gegenstände: Gleich mit der ersten Erzählung führt die Autorin sie in das Anatomische Institut der Medizinischen Akademie Danzig. Hier hatte Professor Spanner, SS-Mitglied und treuer Parteisoldat, aus menschlichen Leichenteilen Seife gekocht. Detailliert wird der Herstellungsprozess in den kühlen Worten eines Zeugen nachgezeichnet: »Anfangs wurden die Leichen aus einem Irrenhaus geholt, aber mit der Zeit reichten sie nicht mehr aus. [...] Sie holten auch die Leichen aus dem Lager Stutthof, aus Königsberg, aus Elbing, aus ganz Pommern. Erst als im Danziger Gefängnis ein Fallbeil aufgestellt wurde, gab es genug Leichen.« (S. 17 f.) Was Nałkowska hier und in den anderen sieben Erzählungen ihres 1946 erstmals auf Polnisch publizierten Bandes *Medaillons* berichtet, ist keine Fiktion. Die Autorin war nach dem Krieg Mitglied der Kommission zur Untersuchung deutscher Kriegsverbrechen, und ihre Geschichten verdanken sich – wenn auch literarisch verdichtet – dieser Tätigkeit. Spanners ungeheuerliches Tun, das die Kommission sofort nach Kriegsende untersuchte, ist heute weithin bekannt, nicht zuletzt, weil es auch im Nürnberger Prozess zur Sprache kam und wahrscheinlich die Basis für die noch immer verbreiteten (und widerlegten) Gerüchte über eine industrielle Verwertung von Leichen aus den Konzentrationslagern für die Seifenproduktion war.

Die Autorin lässt in ihren Geschichten die Opfer und die gezwungenen Handlanger der Deutschen oft seitenweise selbst sprechen, nur selten greift die Erzählerstimme ein. Die langen Monologe entfalten dabei ein Schreckensszenario nach dem anderen. In »Der Mensch ist stark« ist es Michał P., der davon erzählt, wie er den Nationalsozialisten im Wald bei Chełmno (Kulmhof) helfen musste, als sie Zehntausende Jüdinnen und Juden ermordeten. Auch seine Familie war unter den Opfern: »Ich brachte meinen Vater und meine Mutter zu dem Vergasungswagen. Später brachte ich meine Schwester und ihre fünf Kinder und meinen Bruder mit Frau und drei Kindern. Ich wollte freiwillig mit meinen Eltern fahren, aber sie ließen mich nicht.« (S. 98) »Sie hatten ihre Gründe« (ebd.), kommentiert die Erzählerin knapp nach dieser furchtbaren Geschichte. Doch P. muss noch Schrecklicheres berichten: Denn seine Frau und seine beiden

Kinder werden ebenfalls von den Deutschen vergast. Erneut bittet er die Deutschen, dass sie ihn töten mögen. Doch sie entsprechen seinem Wunsch nicht: »Dieser Mensch ist stark, er kann noch eine Zeit lang arbeiten.« (S. 105) Nachdem er auch von einem Selbstmord abgebracht wird, gelingt es Michał P. schließlich, zu fliehen. Wie er mit dem Erlittenen klarkommt, wie er sein Trauma überleben kann, erzählt Nałkowska nicht mehr, dafür liegen die Ereignisse noch zu kurz zurück. Stattdessen schwenkt die Erzählung noch einmal in den Żuchower Wald, zu einer Lichtung mit Massengräbern. Zwei Frauen aus der Gegend sprechen die Erzählerin an und fragen sie, ob die Untersuchungskommission nicht die Exhumierung beschleunigen könne. »Sie waren Mutter und Ehefrau eines Mannes, der gleich zu Beginn der Existenzzeit des Lagers hier erschossen worden war. Sie kannten die Stelle, wo sich sein Grab befand.« (S. 108) Auf einen Hoffnungsschimmer darf man selbst am Ende des Bandes nicht hoffen, dafür ist das Geschehene einfach zu furchtbar. Stattdessen lässt sich erahnen, was das alles mit den Überlebenden gemacht hat. »Erwachsene und Kinder in Auschwitz«, die letzte Erzählung, endet denn auch mit der Erinnerung eines Überlebenden, der »an einem heiteren Sommermorgen die Lagerstraße in Auschwitz entlang[ging] und [...] zwei noch lebende kleine Kinder [bemerkte]. Sie saßen im Straßenstaub und schoben irgendwelche Stöckchen hin und her. Er blieb bei ihnen stehen und fragte: ›Was macht ihr da, Kinder?‹ Und er bekam die Antwort: ›Wir spielen Judenverbrennen.‹« (S. 122 f.)

Nałkowskas Erzählungen bestechen durch eine ungeheure Reduktion der Sprache, eine fast körperlich werdende Kühle der Beschreibungen. Diese Lakonie, mit der über Ungeheuerliches berichtet wird, wird in der Neuübersetzung von Marta Kijowska, die zudem ein instruktives Nachwort über die Grande Dame der polnischen Literatur beisteuert, hervorragend transportiert. Nach der Lektüre dieser Neuausgabe versteht man, warum die *Medaillons* schon nach kurzer Zeit zur Schullektüre in Polen wurden. Im Jahr 2018 war freilich genau das Gegenstand einer für die regierende Partei Prawo i Sprawiedliwość (PiS) peinlichen öffentlichen Diskussion: An einer Stelle spricht die auch von den polnischen Rechtskonservativen hoch verehrte Nałkowska nämlich von »polnischen Todeslagern« (S. 110), was lediglich eine territoriale Verortung ist und keineswegs eine Mitwirkung der Polen an der Vernichtung impliziert. Dennoch sei diese Formulierung ein Verstoß gegen das von der PiS initiierte und weltweit heftig kritisierte Holocaust-Gesetz gewesen. Damit aber stand allen Ernstes die prinzipielle Eignung dieses literarischen Meisterwerks für die Schule in Frage.

Sascha Feuchert
Gießen

Arendt und Jaspers aus zweiter Hand



Ingeborg Gleichauf

Hannah Arendt und Karl Jaspers.

Geschichte einer einzigartigen

Freundschaft

Köln: Böhlau, 2021, 197 S., € 23,-

Hannah Arendts Briefwechsel mit ihrem Freund und Lehrer Karl Jaspers wurde 1985 als eine der ersten von Arendts umfangreichen Korrespondenzen von Lotte Köhler im Piper Verlag herausgegeben. Er umfasst mehrere Hundert nur minimal gekürzte Briefe aus vier Dekaden (1926–1969) und liest sich wie gute Unterhaltungsliteratur. Die Briefe sind mal witzig, oft spannend, abwechslungsreich, warmherzig und originell. Dass die persönliche und intellektuelle Beziehung zwischen den beiden Geistesgrößen in der wissenschaftlichen ebenso wie in der biografischen Literatur eher unterbelichtet ist, ist vor diesem Hintergrund ein interessanter Befund.

Dieses Ergebnis hat Ingeborg Gleichauf zum Anlass genommen, ein Buch im Stil eines verlängerten Essays zu schreiben, in dem sie der Beziehung zwischen Arendt und Jaspers anhand unterschiedlicher Themen und Stichwörter nachspürt. Ihre zentrale These ist, dass es sich – wie der Untertitel besagt – um eine »einzigartige Freundschaft« gehandelt habe, die sich in einem ganz besonderen »Kommunikationsraum« (Jaspers) entfaltet beziehungsweise ein ganz besonderes »Gespräch« (Arendt) hervorgebracht habe. Diesen Austausch referiert Gleichauf in zwölf Kapiteln, die unter anderem die Themen »Denken und Schreiben«, »Natur und Welt«, »Sprechen und Handeln« sowie »Das Politische« zum Gegenstand haben.

Die Idee des Buchs erscheint plausibel, und Leserinnen und Leser mit wenig Vorkenntnissen lernen bei der Lektüre einiges über die Hauptfiguren. Überzeugend ist das Werk aber nur dann, wenn man bereit ist, Gleichaufs oft unbegründeten Thesen einfach zu glauben. Das beginnt schon mit der Diagnose der Einzigartigkeit dieser Freundschaft, die man mit guten Argumenten anzweifeln kann. Dem Jaspers-Briefwechsel folgten bekanntlich die Korrespondenzen unter anderem mit Kurt Blumenfeld, Mary McCarthy, Walter Benjamin, Uwe Johnson, Gershom Scholem, Dolf Sternberger, Charlotte Beradt, Rose Feitelson, Hilde Fränkel, Anne Weil und Helen Wolff. Es mag zutreffen, dass Arendt – wie schon oft bemerkt – ein Talent für Freundschaften und deren briefliche Pflege hatte. Diejenige mit Jaspers als einzigartig herauszustellen ist aber ein gewagtes Unterfangen.

Als problematisch erweist sich zudem, dass das Buch nicht recht zu seinem Format findet. Einerseits versucht es, wissenschaftlich zu argumentieren, zum Beispiel auf der Ebene eines Vergleichs zwischen Arendts und Jaspers' Aussagen zu bestimmten Themen. Gleichzeitig bleibt es hagiografisch, indem es die Protagonisten als »Held« beziehungsweise »Heldin« präsentiert, die von kritischen Einwänden weitgehend verschont bleiben. Wo die Autorin ihre Protagonisten kommentiert, gleitet sie immer wieder ab in banale Feststellungen: »Hannah Arendt sucht sich die Leute aus, mit denen sie ins Gespräch treten möchte« (S. 35) – wer täte das nicht? »Beide gehen das Wagnis des Urteilens ein. Und längst nicht immer sind sie einer Meinung« (S. 47) – das hätte man auch kaum erwartet. »Beide eignen sich die Tradition nicht an, indem sie Lehrmeinungen zitieren, sondern in einem permanenten Unterwegssein die jeweilige Denkbewegung nachvollziehen, die großen Systeme aufbrechen, ins Gespräch treten mit den Gedanken großer Denker« (S. 48) – was auch sonst als Philosoph und Philosophin?

Im unvermeidbaren Kapitel über die *ad nauseam* beschriebene Beziehung zu Heidegger (hier mal im Dreieck mit Jaspers) gibt es dagegen paternalistische Anklänge. Es sei, so Gleichauf, »in hohem Maß überraschend, wie eine Denkerin, der von Anfang an die Welt in ihrer ganzen Vielfalt am meisten am Herzen lag, sich nie ernsthaft verabschieden konnte von Heidegger, der Welt nicht anders als vom »verfallenden« Dasein her denken konnte« (S. 64). Vier Seiten später wird Arendt dann aber doch mit Verweis auf *Vita activa* (erschienen 1958, also sieben Jahre nach *Origins of Totalitarianism*) eine »große Eigenständigkeit ihres Denkens« attestiert (S. 68). Im Kapitel über »Natur und Welt« wiederum fragt man sich, warum Arendts Auseinandersetzung mit dem Anthropozän (*avant la lettre*) nicht einen einzigen Verweis auf ihren Ex-Mann Günther Anders enthält, der sich intensiv mit diesem Thema befasste.

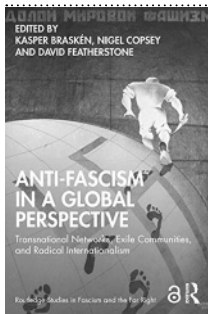
Wie leider viele Bücher über Hannah Arendt kommt die Darstellung aus dem Klischeehaften nicht recht heraus, was sich unter anderem daran bemerkbar macht, dass sich das Vokabular der beiden Protagonisten unhinterfragt und bis in die letzten Sätze des Fazits hinein in die Darstellung einschleicht: »Arendt und Jaspers fordern heraus, in ihr Gespräch einzutreten, den Faden aufzunehmen, das bereits Gedachte zu verflüssigen und neu zu denken« (S. 184). Für Menschen, die sich für Philosophie interessieren, ist Denken wohl immer eine gute Idee.

Für einen kursorischen Einblick in das Verhältnis der beiden Hauptfiguren mag dieses Büchlein hilfreich sein. Eine echte Alternative wäre es, stattdessen den eingangs erwähnten Briefwechsel, also Arendt und Jaspers im O-Ton zu lesen, denn der ist deutlich spannender.

Annette Vowinckel

Berlin

Antifaschismus global



**Kasper Braskén, David Featherstone,
Nigel Copsey (Hrsg.)**

*Anti-Fascism in a Global Perspective.
Transnational Networks, Exile
Communities, and Radical
Internationalism*

Abingdon, New York: Routledge, 2021,
316 S., € 48,67

Antifaschismus ist als Begriff im aktuellen politischen Diskurs präsent: Während die Social-Media-Kampagne #DankeAntifa öffentlichkeitswirksam aufzeigt, wie Menschen in verschiedenen Kontexten rechten Kräften entgegentreten, erkannte die Berliner Finanzverwaltung der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten 2019 die Gemeinnützigkeit ab. Zwei Jahre später überlegte der niedersächsische Innenminister Boris Pistorius, antifaschistische Gruppen zu verbieten, und Donald Trump wollte »die Antifa« als terroristische Organisation einstufen.

Doch wer ist *die* Antifa? Was ist unter Antifaschismus als politisches Schlagwort und soziale Bewegung zu verstehen? Eine historische Antwort auf diese Frage liefert dieser Sammelband zum Antifaschismus aus globaler Perspektive. Der weltweite Blick ist neu und relevant, denn genauso wie der Faschismus (dem sich die neuere Forschung ebenfalls mit globalgeschichtlichen Analysen nähert) war und ist auch der Antifaschismus ein transnationales Phänomen. Dem vorherrschenden Fokus auf Europa setzen die Beiträge antifaschistische Stimmen aus Afrika, Asien, Lateinamerika, aus der Karibik oder dem Nahen Osten entgegen. Die Ansätze, die den Antifaschismus als monolithischen Block dachten, resultierten aus dem Kalten Krieg und sind heute genauso inkorrekt wie in der Vergangenheit. Sie ignorierten das weite Spektrum des Antifaschismus, das gegenwärtig ebenso existiert wie bereits in den 1920er bis 1940er Jahren (S. 15). Auf diesen Zeitraum fokussieren die Beiträge, die zahlreiche Beispiele für die vielfältigen Formen antifaschistischer Politik, Bewegung und Kultur bieten. Das Hauptaugenmerk gilt dabei dem Zusammenhang von Antifaschismus, Antikolonialismus und Antiimperialismus. Sana Tannoury-Karam untersucht beispielsweise soziale Bewegungen in Syrien und im Libanon. Sie zeigt, wie arabische Frauen antifaschistische Politik mit Kämpfen gegen den Kolonialismus sowie für Demokratie und Frauenrechte verbanden. Die weltweite Bedrohung des Faschismus habe Teile der Befreiungsbewegungen außerdem dazu angestoßen, die Bedeutung der Kategorie »national« zu überdenken. Cathy Bergin blickt auf die

Geschichte des Schwarzen Internationalismus und Antifaschismus. Sie schildert, wie Schwarze Aktivistinnen und Aktivisten in den USA Verbindungen zwischen Rassismus und Faschismus analysierten und sich den Internationalen Brigaden in Spanien anschlossen. Die Aktivitäten des Karibischen Büros der Kommunistischen Internationale nimmt Sandra Pujal in den Blick, während Michele L. Louros die Rolle von Indien in den globalen antifaschistischen Kämpfen untersucht. Mehrere Beiträge thematisieren die in der Geschichtsschreibung vernachlässigten Proteste gegen Mussolinis Überfall auf Äthiopien.

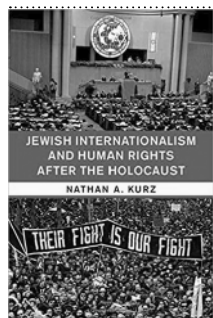
Das Buch setzt mit seiner globalen Herangehensweise, der Kritik am Eurozentrismus und methodologischen Nationalismus Standards, an denen zukünftige Forschungen nicht vorbeikommen. Was fehlt, ist unter anderem die Frage nach dem Kampf gegen Antisemitismus im globalen Kontext. Eine weitere Schwachstelle besteht darin, dass kaum frauen- oder geschlechterhistorische Perspektiven Eingang gefunden haben. Sana Tannoury-Karam ist eine der Ausnahmen. Obwohl die Herausgeber in der Einleitung betonen, wie wichtig der Aspekt des Geschlechts in internationalen Allianzen war und wie intensiv Akteurinnen und Akteure das faschistische Frauenbild diskutierten (S. 8), haben sie ihm keinen Raum gegeben. Dies betrifft sowohl die Rolle von Frauen als Aktivistinnen als auch die Erkenntnis, dass Antifeminismus ein zentraler Bestandteil faschistischer Ideologien war und ist. Insbesondere die Tatsache, dass auch die Frauenbewegung transnational agierte und unter anderem eine weltweite antifaschistische Frauenorganisation entstand, hätte eine globalhistorische Herangehensweise zum Bestandteil ihrer Analysen machen müssen. Mercedes Yustas sowie Isabelle Richets wichtige Artikel zu diesem Thema werden jeweils nur einmal zitiert.¹

Von dieser Lücke abgesehen ist der Sammelband, dessen Gewinn in der Zusammenschau von Antifaschismus und Antikolonialismus liegt, sehr empfehlenswert. Wichtig ist das Buch auch, weil antifaschistische Bewegungen ebenso wie faschistische Kräfte in einem globalen Kontext agierten und nur in diesem angemessen zu verstehen sind. Nicht zuletzt, so betonen die Herausgeber, kann die historische Auseinandersetzung helfen, der extremen Rechten in der Gegenwart entgegenzutreten.

Veronika Duma
Frankfurt am Main

1 Mercedes Yusta, »The Strained Courtship between Antifascism and Feminism: From the Women's World Committee (1934) to the Women's International Democratic Federation (1945)«, in: Hugo García u.a. (Hrsg.), *Rethinking Antifascism. History, Memory and Politics, 1922 to the Present*, New York, Oxford 2016, S. 167–186; Isabelle Richet, »Women and Antifascism: Historiographical and Methodological Approaches«, in: ebd., S. 152–166.

Jüdische Diasporapolitik nach der Katastrophe



Nathan Kurz

Jewish Internationalism and Human Rights after the Holocaust

Cambridge: Cambridge University Press, 2020, 310 S., £ 29,99

Hannah Arendts Rede von den »Aporien der Menschenrechte« – dass Menschenrechte trotz ihres universellen Anspruchs allein partikular durch den Nationalstaat garantiert sind – ist einer jüdischen Geschichtserfahrung entsprungen. Hatten die Juden der Diaspora seit dem 19. Jahrhundert ihre Emanzipationserwartungen in die universelle Sprache der Menschen- und Bürgerrechte gekleidet und später an internationale Institutionen appelliert, war dieser Erwartungshorizont an der Katastrophe des Holocaust endgültig zerbrochen. »Der Verlust der nationalen Rechte«, lautete Arendts historisches Fazit, habe »nicht nur in allen Fällen den Verlust der Menschenrechte mit sich gebracht, sondern die Menschenrechte haben auch, wie das Exempel des Staates Israel beweist, bisher nur durch Etablierung der nationalen Rechte wiederhergestellt werden können.«¹

Arendts Überlegungen bildeten auch den Rahmen für Nathan Kurz' Grundlagenwerk über internationale jüdische Politik nach dem Holocaust. Gegenüber der Einschätzung, dass es vor allem eine »weaponization of human rights against Israel« (S. 2) gewesen sei, die zum Vertrauensverlust jüdischer Organisationen wie des World Jewish Congress (WJC) und des American Jewish Congress (AJC) in das Menschenrechtsregime der Vereinten Nationen geführt habe, wählt Kurz eine historisch umfassendere Perspektive. »Rather than being suddenly forced out by the anticolonial capture of human rights at the UN, Jewish internationalists gradually pulled back from defending human rights as a result of the birth of a Jewish nation-state. [...] Some divorces occur simply because of the infidelity of a partner«, heißt es, und lakonisch fügt der Autor hinzu: »[B]ut the separation between Jewish and human rights took place by mutual consent of the parties.« (S. 4) In sieben Kapiteln erzählt er diese Trennungsgeschichte und eröffnet dabei ein Panorama jüdischer Fragen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach der Einleitung werden in zwei Kapiteln Versuche diskutiert, die jüdische Diasporapolitik aus der Zwischenkriegszeit in die kurze »Zwischenzeit« (Dan Diner) nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hinein fortzusetzen. Hier thematisiert Kurz die gescheiterten Bemühungen des

WJC, einen kollektiven Minderheitenschutz in der Charta der Vereinten Nationen zu verankern; eine Forderung, die immerhin in der Genozidkonvention von 1948 nachhallte. Die parallel verabschiedete Allgemeine Erklärung der Menschenrechte vermied wiederum alle Bezüge zu jüdischen Geschichtserfahrungen und zum Holocaust.

Die Dilemmata internationaler jüdischer Politik zwischen israelischer Souveränität und neuem Menschenrechtsregime sind Gegenstand des Kapitels »The Consequences of 1948«. Aus dem Bestand kaum gesichteter Quellen rekonstruiert Kurz das Engagement des WJC für die Juden in der arabischen Welt, deren Existenz spätestens seit dem UN-Teilungsbeschluss vom November 1947 bedroht war. Der universelle Charakter der Menschenrechte, an dessen Schutz die Kampagne des WJC im Januar 1948 appellierte, begann dort jedoch zu irritieren, als auch arabische Staaten diesen zusehends im Sinne eines Rückkehrrechts palästinensischer Flüchtlinge des israelisch-arabischen Krieges von 1948 beanspruchten. Auch Ideen eines Bevölkerungsaustauschs zwischen den Arabern Palästinas und den Juden des Iraks waren damals nun Teil der Debatte. Nirgends illustriert Kurz den Wandel jüdischer Diasporapolitik eindringlicher als am Beispiel des sich dekolonisierenden Nordafrika der 1950er Jahre. Zwar hatte der WJC im Gespräch mit den Befreiungsbewegungen Tunesiens, Marokkos und Algeriens um zukünftige Menschenrechtsgarantien für die jüdische Bevölkerung gerungen. Letztlich fokussierten die Forderungen jüdischer Politik aber ein »right to leave«. In der späteren Kampagne für das Recht auf Auswanderung der sowjetischen Juden setzte sich diese Entwicklung fort. Die Anrufung universeller Menschenrechte schmolz nun auf den Slogan »Let my people go« zusammen.

Der Vertrauensverlust jüdischer Politik in das Versprechen der Menschenrechte und die Vereinten Nationen spitzte sich zu, als diese sich gegen Israel positionierten. Gekonnt rekonstruiert Kurz den langen Weg von der Hakenkreuz-Epidemie 1959 bis zu den gescheiterten Bemühungen des WJC um eine Konvention zur Ächtung des Antisemitismus, die stattdessen zur UN-Deklaration »Zur Beseitigung aller Formen von Rassendiskriminierung« (1975) führten. Auch Zionismus wurde nun als Rassismus gebrandmarkt. Als Ursache dieser Deklaration hebt Kurz stärker als den sowjetischen Antizionismus ein neues Kräfteverhältnis in den Vereinten Nationen hervor. Die zunehmend wichtiger werdenden postkolonialen Staaten verstärkten die Kritik an Israels Besatzung von 1967 und bewirkten eine Hinwendung zur Palästinafrage. Dies signalisierte aber auch, dass das Bewusstsein vom Holocaust, seiner universellen Geltung wie konstitutiven Bedeutung für Israels Existenz und Selbstverständnis zurücktrat. Damit rührt Kurz an Themen von fortdauernder Relevanz. Für gegenwärtige Konfliktlagen ist sein Buch jedenfalls ein Glücksfall. Denn es eröffnet historische Einsichten, wo politische Debatten in ideologische Gegensätze und Verhärtungen abdriften.

Lutz Fiedler
Potsdam

¹ Hannah Arendt, »Es gibt nur ein einziges Menschenrecht«, in: *Die Wandlung*, 4 (1949), S. 754–770.

NS-Geschichte auf dem Schülerpult



Benjamin Reiter

*Nationalsozialismus im
Schulgeschichtsbuch.
Zulassungsverfahren und die
Aushandlung von Geschichtskultur in
Bayern ab 1949 bis in die 1970er Jahre*
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,
2021, 396 S., € 55,–

In einer Zeit, in der die Verfahren zur Zulassung von Geschichtsschulbüchern in der Bundesrepublik an Gewicht verlieren und im internationalen Rahmen zunehmend obsolet werden, liegt nunmehr eine wissenschaftliche Untersuchung vor, die diese in einem regional- und zeitgeschichtlichen Längsschnitt zwischen der jungen Bundesrepublik und der aufschimmernden Ära Kohl untersucht.

Der Autor hat Großes vor: Neben der Prüfung der »normativen, strukturellen und akteursbezogenen Bedingungen des bayerischen Zulassungsverfahrens« über einen Zeitraum von mehr als 20 Jahren möchte Benjamin Reiter »den Konstruktions- und Aushandlungsprozess von Geschichtskultur in Schulgeschichtsbüchern sowie den Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus« offenlegen und herausarbeiten, »inwiefern Schulbuchinhalte durch die Zulassungsverfahren [...] kontrolliert und gesteuert wurden« (S. 13). Seine Leitfragen, die um eine Kaskade von zehn weiteren Fragen einer »Diskursarena« ergänzt werden, lauten: »Wer erinnerte an die Vergangenheit? An welche Vergangenheit sollte erinnert werden? Wie sollte an die Vergangenheit erinnert werden?« (S. 13)

In Anlehnung an die Hegemonialtheorie Antonio Gramscis entwickelt der Autor das »Begriffspaar geschichtskulturelle Hegemonie und hegemoniale Geschichtskultur« (S. 12), von dem er glaubt, dass es »eine prozess- und machtfokussierende (sic) Analyse von Geschichtskultur« (S. 12) ermöglicht, »indem die Produktion und Regulation historischer Darstellungen und Deutungen als ein spezifischer Bereich kultureller Hegemonie aufgefasst werden« (S. 12) und »das Zulassungsverfahren als Hegemonieapparat im sozialen System der Geschichtskultur« (S. 12) begriffen wird.

Mit seinem gewählten forschungsstrategischen Instrumentenkoffer macht sich Benjamin Reiter an die Analyse seiner lobenswert breiten Quellenbasis, die unter anderem Sachverständigengutachten, Verlagsstellungnahmen, Briefkorrespondenz zwischen den Schulbuchverlagen und dem bayerischen Kultusministerium, Richtlinien, Curricula und Landtagsbeschlüsse umfasst.

Während die Vorstellung der Heuristik und des analytischen Vorgehens sowie das erste der zwei Hauptkapitel, das sich der Genese

und der Struktur der Zulassungsverfahren widmet, nachvollziehbar aufgebaut sind, erscheint das zweite Hauptkapitel »Inhalte aushandeln. Geschichte des Nationalsozialismus in den Zulassungsverfahren« sehr redundant. Die von Reiter »identifizierten Konfliktfelder« (S. 153), die wenig überraschend von dem in der Zeit vorherrschenden intentionalistischen Deutungsstrang des Nationalsozialismus geprägt sind, heißen: »Weimars Ende: Wer hat Schuld am Aufstieg des Nationalsozialismus?«; »Wer war dieser Hitler?« Zwischen Psychologisierung und Historisierung«; »Hitler und die Juden«. Verortung und Gewichtung des Antisemitismus«; »Verblendet oder überzeugt? Bevölkerung und ›Drittes Reich‹« und »Opfer? Bevölkerung, Hitler und der Zweite Weltkrieg«. Diese werden sklavisch nach dem immer gleichen Verfahren bearbeitet. Dabei wird stets die Analyse der Geschichtslehrbücher den Zulassungsverfahren »vorangestellt, um den Kontext zu explizieren, in dem sich die geschichtskulturellen Artikulationen der Akteure bewegen« (S. 154).

Da auch die Akteure im westdeutschen Bildungssektor nach 1945 nicht vom Himmel fielen, prägten in den 1950er und 1960er Jahren die im »Dritten Reich« im Sinne der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft und in den Gliederungen der NSDAP sozialisierten Aktiven die Entscheidungen der Prüfungskommissionen. Dennoch gibt der Befund einer Stichprobe des Verfassers, dass die Gutachter »mit einer Ausnahme dem Kreis der ›Täter und Zuschauer‹« entstammten (S. 108), eindrucksvoll Auskunft über mentale Kontinuitätslinien zum NS-Staat, wobei Reiter es schuldig bleibt, zu zeigen, ob die Orientierung am traditionellen Hilberg'schen Zugriff des »Zuschauers« bei der Analyse weiterhilft. Da zudem noch die evangelische und katholische Kirche und insbesondere das Ostkunde-Referat des bayerischen Kultusministeriums als »geschichtspolitische Agenten spezifischer sozialer Gruppen« (S. 124) an den Prüfungsverfahren neuer Geschichtsschulbücher institutionalisiert beteiligt waren, waren die totalitarismustheoretische Gleichsetzung von Kommunismus und Nationalsozialismus und die Dominanz »antitotalitäre[r] Deutungsmuster« (S. 321) über zwei Nachkriegsdekaden in einer Gesellschaft gesichert, die den Antikommunismus zur politischen Leitkultur erhoben hatte.

Bei allen verdienstvollen Einblicken, die Benjamin Reiters Studie über die Zulassungspraktiken von Geschichtsschulbüchern in Bayern gewährt, bleibt die der Lektüre nachhallende Frage, ob die Fokussierung auf die Aushandlung von »Geschichtskultur zum Nationalsozialismus« mit dem Befund der »geschichtskulturelle[n] Hegemonie des hitlerzentrierten Deutungsmusters« (S. 318) nicht ebenso auf den Primat der zeitgenössischen Geschichtspolitik hätte ausgerichtet sein können. Viele wichtige Fragen hat Benjamin Reiter in seiner Regionalstudie beantwortet, andere durch das gewählte theoretische Gerüst jedoch eher verkompliziert.

Alfons Kenkmann
Leipzig